



DER PREDIGTPREIS
biblisch · dialogisch · ökumenisch

Festschrift 2016

17. Preisverleihung

Buß- und Bettag
16.11.2016

Schloßkirche der
Universität Bonn



DER PREDIGTPREIS
biblisch · dialogisch · ökumenisch

Festschrift 2016

17. Preisverleihung

Buß- und Betttag

16.11.2016

Schloßkirche der
Universität Bonn

Impressum

Karsten Matthis, Dipl. Theol., Projektleiter Predigtpreis 2016

VNR Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG
Theodor-Heuss-Str. 2-4
53177 Bonn
www.vnrag.de
www.predigtpreis.de

Bonn-Bad Godesberg Oktober 2016

 **VNR VERLAG**
für die Deutsche Wirtschaft AG



Vorwort S. 4

Preisträger Lebenswerk

Gunda Schneider-Flume Predigt 1. Advent, Mt. 21, 1-9 S. 5

Gerd Theißen Predigt über Mt 4,12-17 S. 12

Preisträger „Beste Predigt 2016“

Ulrike Scheller Predigt über Lukas 13,29.30
u. 22,29.30a u. 1. Mose 1,27 S. 19

Ausgewählte Predigten 2016

Ute Stolz Predigt: 1. Mose 22, 1-14 S. 26

Jacqueline Barraud-Volk Predigt über 1. Joh. 5, 1-5 S. 31

Maria Katharina Moser Predigt über Johannes 14,16-18 S. 37

Bettina von Kienle Predigt über 2. Kor 5,19-21 S. 43

Ulrich Beuttler Predigt zu Hebräer 11,13-16 u. 13,14 S. 47

Susanne Ehrhardt-Rein Predigt über Matthäus 5,1-10 S. 54

Mitglieder der Jury des Ökumenischen Predigtpreises 2016 S. 59



Liebe Leserin, lieber Leser,

die christliche Predigt erhält die Kraft ihrer Worte aus dem Zusammenwirken aller theologischen Disziplinen, die die Predigerinnen und Prediger bilden und stärken. Das Theologiestudium ist in seinen verschiedenen Fächern und Arbeitsfeldern auf die praktische Aufgabe der Predigt in allen ihren Formen ausgerichtet. So sehr jede einzelne Disziplin ihren Charakter als Wissenschaft selbständig und vielfältig entfaltet hat, so ist doch die gemeinsame praktische Aufgabe, zu einer aufgeklärten, wissenschaftlich reflektierten Praxis des Christentums in der modernen Gesellschaft beizutragen, seit den Tagen Schleiermachers und seines Programms für das Theologiestudium die Gleiche geblieben. Aus diesem Grund wird der Bonner ökumenische Predigtpreis in diesem Jahr zwei wissenschaftlichen Theologen verliehen, die in besonderer Weise in ihren Disziplinen, Systematische Theologie und Neutestamentliche Wissenschaft die Predigtaufgabe stets im Blick hatten und durch ihre Beiträge zu ihrer Fachwissenschaft, aber auch durch viele eigene Predigten Predigerinnen und Prediger immer neu in ihren Bemühungen um eine verantwortungs- und kunstvolle Predigt angeregt haben.

Frau Prof. Dr. Gunda Schneider-Flume und Herr Prof. Dr. Gerd Theißen haben insbesondere das für Predigten unverzichtbare erzählende Moment der Predigt durch eine entsprechende Ausgestaltung ihrer eigenen wissenschaftlichen Texte gefördert. "Der Schatten des Galiläers" von Gerd Theißen ist sicher sein bekanntester und zugleich sehr mutiger Beitrag zu einer modernen Interpretation des Neuen Testaments und Gunda Schneiders Dogmatik ist von dem Grundzug bestimmt, die Geschichte der Barmherzigkeit Gottes erzählend für die Gegenwart gültig darzustellen. Dass sie beide auch durch exemplarische Predigten, insbesondere in Leipzig und Heidelberg, vorbildlich gewirkt haben, entspricht der Intention ihres wissenschaftlichen Wirkens.

Unter den eingereichten Predigten für den Preis für die beste aktuelle Predigt fiel die Auswahl zu guter Letzt wieder sehr schwer, wie die Sammlung in diesem Heft belegt. Manche besonders kunstvolle Predigt, etwa die Nachzeichnung der Erzählung von Isaaks Opferung durch Ute Stolz, ist zu rühmen; letztlich aber entschied sich die Jury für eine Predigt mit drei kurzen bewegenden Berichten, die eine literarische Anregung aufnehmend sich der unüberwindbaren Sorgen menschlichen Lebens sensibel solidarisch annimmt. Pfarrerin Ulrike Scheller aus Bad Lauchstädt spricht mit dieser Predigt einer kleinen Dorfgemeinde eindrucksvoll Mut zu.

Wir empfehlen aber auch die anderen in dieser Festschrift veröffentlichten Predigten Ihrer freundlichen Lektüre.

Reinhard Schmidt-Rost, Jury-Vorsitzender 2016



Predigt 1. Advent, 30.11.2014, Mt. 21, 1-9

Preisträgerin Lebenswerk 2016

Professorin em. Dr. Gunda Schneider-Flume

Verheißung und Erwartung, Predigt 1. Advent, 30.11.2014, Mt. 21, 1-9

Siehe, dein König kommt zu dir. Diese alte prophetische Verheißung zitiert der Predigttext für den heutigen ersten Adventssonntag. Siehe, dein König kommt zu dir.

Liebe Gemeinde, wenn hohe Herren erwartet werden, ist eine ganze Stadt mit Vorbereitungen beschäftigt, und wenn der angekündigte Besuch schließlich kommt, ist Jubel angesagt, denn von dem, der kommt, wird viel erwartet. Er wird wohl Macht haben. Er kann Neues in Bewegung bringen zum Guten hin. Viele Erwartungen richten sich auf ihn. Menschen säumen die Straßen, vielleicht haben die Kinder schulfrei. Bunte Fähnchen werden geschwenkt. Welche Hoffnung, welche Erwartung ist mit diesem Besuch verbunden. Es ist, als ob die Zeit anhält. Alles kann anders werden.

Wie war es damals vor 25 Jahren in Prag? Tausende Menschen dicht gedrängt im Garten der deutschen Botschaft und auf den Treppen des Botschaftsgebäudes. Dann plötzlich Stille, der hohe Gast trat auf den Balkon und kündigte an, was man im losbrechenden Jubel gar nicht mehr verstehen konnte: „Freiheit, Sie können ausreisen.“ Was für eine Verheißung! Alles würde sich ändern. Was man erwartet und erhofft hatte, war eingetreten. Es würde sich alles ändern und die Menschen selbst auch. Man wusste noch nicht genau wie, aber man vertraute darauf, irgendwie würde die Erwartung sich erfüllen.

Gewiss, man kannte auch andere Besuche von hohen Herren. Plötzlich waren die Straßen abgesperrt, man wusste nicht warum. Schließlich fuhren mehrere dunkel verglaste Staatskarossen vorbei. Niemand wusste, in welchem Wagen der hohe Gast saß. Es sollte wohl niemand wissen, wer kommt. Man war es leid, noch jemanden zu erwarten, was sollte er noch bringen, zu oft, war die Erwartung enttäuscht worden.

Haben wir denn noch etwas zu erwarten? Diese Frage kann sich lähmend ausbreiten. Es ist doch immer dasselbe, immer wieder Enttäuschung, weder die weltpolitische noch die wirtschaftliche Situation geben Anlass zu großen Erwartungen. Krieg überall auf der Welt. Millionen von Menschen auf der Flucht. Was haben sie zu erwarten? Ich habe nichts mehr zu erwarten für mich und mein Leben, so stöhnen viele. Haben sie nicht Recht? Da, wo früher einmal Erwartung war, ist jetzt ein dunkles Loch. Schon Kinder haben nichts mehr zu erwarten. Krieg und Flucht und notdürftiges Lagerleben nehmen ihnen Freude und Erwartung für einen jeden Tag, Jahre lang.



Predigt 1. Advent, 30.11.2014, Mt. 21, 1-9

Resignation und Müdigkeit, Erwartungsmüdigkeit und viel Erschöpfung breiten sich auch bei uns gerade in der Vorweihnachtszeit oft aus. Was sollen wir noch erwarten? Die Welt ändert sich nicht mehr. Und was können wir ändern? So vieles muss noch geschafft werden bis zum Ende des Jahres. Man muss sich sorgen, dass man alle Termine bewältigt. Der Zeitdruck nimmt die Kraft, Neues zu erwarten.

Dennoch ist unsere Stadt festlich geschmückt. Überall auf den Straßen leuchten Lichter im Tannengrün, glitzernde Kugeln und Kerzen. Posaunen spielen vertraute Weihnachtslieder. Das alte Kinderkarussell, das zu später Stunde auch ohne Fahrgäste noch fährt, erinnert an Kindertage. Es macht Freude, abends durch die geschmückte Stadt zu gehen. Vorschein eines Festes. Glanz gegen Erwartungsmüdigkeit. Gerne lässt man sich eine Weile von fröhlicher Feststimmung tragen.

Liebe Gemeinde, der Predigttext zum heutigen ersten Adventssonntag unterbricht alle Erwartungsmüdigkeit. Wie eine Fanfare tönt das Hosianna und schiebt Müdigkeit, Erschöpfung und Sorge beiseite mit der Aufforderung zum Jubel. Wer kommt?

Ich lese den Predigttext:

Als sie nun in die Nähe von Jerusalem kamen, nach Betfage an den Ölberg, sandte Jesus zwei Jünger voraus und sprach zu ihnen: Geht hin in das Dorf, das vor euch liegt, und gleich werdet ihr eine Eselin angebunden finden und ein Füllen bei ihr; bindet sie los und führt sie zu mir.

Und wenn euch jemand etwas sagen wird, so sprecht: Der Herr bedarf ihrer. Sogleich wird er sie euch überlassen.

Das geschah aber, damit erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht (Sacharja 9,9):

„Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen, dem Jungen eines Lasttiers.“

Die Jünger gingen hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte, und brachten die Eselin und das Füllen und legten ihre Kleider darauf, und er setzte sich darauf.

Aber eine sehr große Menge breitete ihre Kleider auf den Weg; andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg.

Predigt 1. Advent, 30.11.2014, Mt. 21, 1-9



Die Menge aber, die ihm voranging und nachfolgte, schrie: Hosianna dem Sohn Davids! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

Eine Ankunft wie ein Wunder. Der Herr befiehlt ganz bestimmt, er hat Macht, sein Befehl wird ausgeführt, aber dann heißt es, er komme sanftmütig. Wie ist das möglich: ein sanftmütiger Befehlshaber? Ein verblüffender Text. Advent, Ankunft, Verheißung gegen Erwartungsmüdigkeit: Ein König wird angekündigt, aber wir kennen die Geschichte vom Einzug in Jerusalem aus der Leidensgeschichte Jesu, vom Weg zum Kreuz her. Die Geschichte von Palmsonntag ist durch diesen Text geprägt. Was haben wir da zu erwarten? Wer kommt?

Vor Jahrhunderten schon wurde die Verheißung vom Propheten Sacharja ausgerufen: „Dein König kommt zu dir.“ Immer wieder haben die Propheten Israel einen Kommen den verheißen. Mit der Geburt eines Kindes haben sie erfülltes Leben angekündigt. Ein Kind, das die Lebensbedingungen und Machtverhältnisse auf Erden umkehrt. Licht in der Finsternis, Gerechtigkeit, Friede, Verheißung eines Kindes, das den Namen Immanuel, Gott mit uns, trägt. Das ist eine Verheißung gegen alle Erwartungsmüdigkeit, gegen alle Resignation. Jetzt wird alles anders. „Dein König kommt zu dir.“

Die Verheißung gilt durch den König dem Volk, zuerst dem Volk Israel, danach den Christen und allen Menschen. Es gibt kein menschliches Leben ohne Verheißung. Kein Mensch muss leben ohne das verheißene „Gott mit uns“. Die Verheißung schenkt die Kraft der Erwartung, die man braucht für einen jeden Tag. – Mit einem verheißungsvollen ermutigenden Blick entlässt eine Mutter morgens ihr Kind: Der Tag wird gelingen. Das Kind vertraut ihr und springt aufrecht seines Weges. – Du bist nicht mit dir alleine. Zwischen Verheißung und Erwartung entfaltet sich die Spannkraft eines Lebens, mit der Menschen sich ausstrecken können über sich selbst hinaus. Die Augen gehen ihnen auf und sie nehmen wahr, was entgegen kommt, all die Möglichkeiten für gutes Leben, die sich an einem Tag bieten.

Menschen können hoffen auch in aussichtsloser Lage. Harren nannte Luther das, die Kraft, nicht in der eigenen Beschränktheit und in der Enge der Situation stecken zu bleiben, sich nicht nur zu verlassen auf sich selbst, sondern mit der Kraft der Phantasie zu hoffen auf das, was begegnet, auf den, der kommt. Es gibt in jedem Leben Verheißung. Ohne Verheißung kann man nicht leben. Wenn die Spannkraft nachlässt, greift Müdigkeit um sich, Erwartungsmüdigkeit; und wenn die Spannkraft ganz fehlt, sacken



Predigt 1. Advent, 30.11.2014, Mt. 21, 1-9

Menschen in sich zusammen, an der Körperhaltung kann man das erkennen. Was haben sie dann noch zu erwarten?

Wie kann man bei den vielen, vielen jugendlichen Menschen in Afrika und Asien und weltweit die Kraft der Verheißung wecken – dein König kommt zu dir – die Verheißung, die sie in Bewegung bringt gegen Resignation und Erwartungsmüdigkeit? Man sagt, die 1,8 Milliarden jungen Menschen der Weltbevölkerung seien das Hoffnungs- und Zukunftspotential gerade für die armen Länder der Dritten Welt. Die Verheißung, die eine neue Perspektive für Ausbildung, Beruf und Zukunft vermittelt, muss weitergesagt und umgesetzt werden.

In der dunklen Jahreszeit, in den letzten Wochen des Jahres ist die Müdigkeit auch bei uns in Leipzig bei vielen Menschen besonders groß. Der Dunkelheit in der Natur draußen entspricht die Dunkelheit in den Herzen, die die Kraft der Erwartung verlöschen lässt. In der dunklen Jahreszeit, gerade in der Weihnachtszeit steigen die Suizidzahlen.

Dagegen wird der prophetische Ruf hörbar: Dein König kommt zu dir. Die Verheißung reicht hinter jede Mauer, hinter der ein Müder nicht mehr weiterkommt. Die prophetische Verheißung gilt einem jeden Gefangenen ebenso wie dem, der vom eigenen Erfolg verwöhnt ist. Sie lässt Glanz aufleuchten auch in einem Leben, von dem Menschen meinen, es sei hoffnungslos, es habe keinen Sinn. Dein König kommt zu dir. Das ist die Verheißung gegen Sinnlosigkeit, denn das „Gott mit dir“ schenkt neue Kraft und neue Perspektive: Du bist nicht nur mit dir allein. „Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken.“ Das ist die verblüffende Erwartung des Psalmbeters. Er wartet und verlässt sich auf die Zeit, bis der Verheißene kommt. Advent braucht Zeit und manchmal auch Geduld, aber die Erwartung wird erfüllt. Der König kommt, er steht für die überraschenden neuen Möglichkeiten in deinem Leben. Dein König kommt zu dir. Es ist jemand für dich und du kannst auch für jemanden sein. Jemand neben dir schafft Anteil an der Liebe, und du selbst kannst Liebe schenken, indem du für jemanden da bist. Du wirst sogar wieder danken können. Vorsichtig deutet sich Jubel an.

Es gibt kein Leben ohne Verheißung. Deshalb darf man um Gottes Verheißung willen von keinem Menschen, von keinem Kind und von keinem alten Menschen sagen: um den lohnt es sich nicht mehr. Und doch sprechen Menschen einander dieses tödliche Urteil. Eltern denken von einem Kind: ‚Um dieses Kind lohnt es nicht. So ein Kind habe ich mir nie gewünscht. Es hat keine Verheißung, aus ihm wird nichts.‘ Sie ziehen ihre



Erwartung von dem eigenen Kind ab, das Kind spürt es. Andere folgen dem zerstörerischen Urteil. Wir kennen die Folgen von Vernachlässigung und Erwartungsentzug an heranwachsenden Kindern und Jugendlichen. Die Verheißung, die ihnen vorenthalten wird, ersetzen sie selbst entweder durch Resignation und Ablehnung ihrer Umwelt oder durch zerstörerischen Aktionismus und Radikalismus. Ich kann nichts erwarten, also zerstöre ich auch die Erwartungen der andern. Wer rettet Hoffungslose davor, selbst radikal zu werden und anderen mit ihrer Verheißung ihr Leben zu zerstören?

Sanftmütig kommt der verheißene König. Das ist keine Herrschertugend. Ist es eine Macht? Von hohen Herren kennen wir, dass sie etwas verlangen und befehlen: Gehorsam, Steuern, Abgaben. Sanftmut wirkt anders. Sanftmut bittet. Sanftmut lädt anderen keine schweren Lasten auf, sondern entlastet sie. Der Sanftmütige, dessen Ankunft wir an Advent feiern, lädt ein: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ Das ist eine Einladung zu einem Ort, an dem auch Menschen, die nichts mehr erwarten, eine Bleibe finden, wo sie neue Kraft schöpfen können.

Der Kommende bittet wie das Kind in der Krippe um Menschenfreundlichkeit, ein offenes Herz, eine offene Tür, und er lädt ein zu einer Bleibe.

Wie viele Menschen gibt es, die keine Bleibe haben. Überall wo sie anklopfen, werden sie abgelehnt und an einen fremden anderen Ort verwiesen, den es nicht gibt. Keine Bleibe, in Leipzig sind Menschen ohne Bleibe und überall auf der Welt, wo Menschen illegal leben, ungewollt, oder wo sie fliehen müssen, weil sie vom Krieg vertrieben sind.

Die Bleibe, zu der der sanftmütige König einlädt, verheißt einen Ort der Ruhe und Erquickung, das ist ein Ort, an dem man gewollt ist, eine Bleibe, an der einen Wohlwollen umfängt. Eine junge Sozialarbeiterin arbeitet freiwillig in einem völlig überfüllten Flüchtlingslager in Libanon. Mit anderen zusammen bietet sie Schulunterricht, Spiel und Werkarbeit für Kinder an. Da wächst neue Spannkraft, und die Kinder können wieder neu erwarten. Anzeichen von Freude zeigen sich. Ich kannte eine Diakonieschwester, die ging an den Adventssonntagen nachmittags zu all den Patienten, die nicht mehr aufstehen konnten. Sie zündete ihnen die Adventskerze an, erst eine dann die folgenden. Nach einer halben Stunde kam sie wieder und blies die Kerzen aus, um Unheil zu vermeiden. Die kurze Zeit des Kerzenscheins hatte etwas von der Adventsverheißung erfüllt. Advent feiern wir die Ankunft eines Herrn, der auch Erwartungsmüden neue



Predigt 1. Advent, 30.11.2014, Mt. 21, 1-9

Freude bringt. Hosianna dem Sohn Davids! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

Ein verblüffender Predigttext, liebe Gemeinde. Die Krippe ein Ort der Ruhe, von dem ein Glanz ausgeht, der Menschen das Staunen lehrt, die das Staunen schon verlernt hatten. Der Stall des göttlichen Kindes ein Ort, an dem Menschen, die das Hoffen und Erwarten verlernt hatten, neu lernen, sich nach einer Zukunft auszustrecken, die mit dem Verheißenen auf sie zukommt. Mit der Adventszeit beginnt im Kirchenjahr die große Freudenzeit; Welt und Wirklichkeit erhalten neuen Glanz, weil Gott kommt.

Wo Gott kommt bleibt nichts beim Alten. Der Verheißene bringt Glanz und Erwartung auch denen, die am Ende ihres Lebens sind. Der Weg des Verheißenen führt von der Krippe zum Kreuz. Und auch da am Ende und im tiefsten Leid, am tiefsten Punkt menschlicher Existenz ist Verheißung: Es ist nicht einfach „Schluss!“, es heißt nicht: „Das war’s.“ Nein, wo Gott kommt, ist auch das Ende eines jeden Menschen von dem liebevollen Strahlen des Kindes umfungen, das schon die finsternen Hirten verwandelte.

Amen

Vita

Professorin em. Dr. theol. Gunda Schneider-Flume

geb. 19.05.1941 in Berlin

Konfession: evangelisch-lutherisch, verheiratet, 3 Kinder

Studium

1960-1966 Studium: Theologie, Klassische Philologie, Philosophie und Psychologie in Bonn, Heidelberg und Tübingen 1969 Promotion zum Dr. theol. an der Universität Tübingen Titel der Arbeit: Die politische Theologie Emanuel Hirschs.

1983 Habilitation an der Universität Tübingen Titel der Arbeit: Die Identität des Sünders. Eine Auseinandersetzung theologischer Anthropologie mit dem Konzept der psychosozialen Identität Erich H. Eriksons.



Akademische Karriere

1990-1996 Professor für Systematische Theologie an der Universität Heidelberg

1996-1999 Professor für Systematische Theologie an der Universität Jena

1999-2006 Professor für Systematische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig

Weitere Mitgliedschaften (Auswahl)

Mitglied des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses 1998-2001

Mitglied des Katechismusausschusses der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschland 1999-2001

Publikationen (Auswahl)

Leben ist kostbar. Wider die Tyrannei des gelingenden Lebens, Göttingen 2002.

Grundkurs Dogmatik. Nachdenken über Gottes Geschichte, Göttingen 2004.

(Hrsg. mit Doris Hiller) Dogmatik erzählen? Die Bedeutung des Erzählens für eine biblisch orientierte Dogmatik, Neukirchen-Vluyn 2005.

Glaube in einer säkularen Welt. Ausgewählte Aufsätze, Leipzig 2006.

Alter – Schicksal oder Gnade? Theologische Überlegungen zum demographischen Wandel und zum Alter(n), Göttingen 2008.

Weitere Informationen

1988 Ordination durch die Württembergische Landeskirche

1999 Mitglied des Ökumenischen Arbeitskreises Ost, Beirat des Theologischen Studienseminars der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) in Pullach



Prof. em. Dr. Gerd Theißen,

Predigt im Universitätsgottesdienst in der Alten Aula am 09.01.05 über Mt 4,12-17

Nach Weihnachten werden die Tage heller: „Die Finsternis vergeht, und das wahre Licht scheint jetzt (1 Joh 2,8).“ So lautet der Spruch des Epiphaniastages. Auch unser Predigttext spricht von diesem Licht, das in die Finsternis scheint. Er zitiert Jesaja: „Das Volk, das in Finsternis saß, hat ein großes Licht gesehen, und denen, die saßen am Ort und im Schatten des Todes, ist ein Licht aufgegangen.“

Danach wird vom ersten Auftreten Jesu erzählt mit der Botschaft: „Kehrt um, denn das Himmelreich ist nahe herbei gekommen.“ Diese Botschaft ist das Licht, das den Schatten des Todes vertreibt. Um das Licht des Lebens zu erkennen, müssen wir uns mit dem Schatten des Todes vertraut machen. Er begegnet in unserem Text in dreifacher Weise. Ein Todesschatten liegt über Jesus. Der Täufer wurde gefangengenommen. Jesus weiß: Auch er ist gefährdet. Er weicht vor seinem Landesherrn aus in ein kleines Dorf an der Grenze. Ein paar hundert Meter weiter – und er ist in Sicherheit in einem andern Land. Ein zweiter Todesschatten liegt über Galiläa. Dort sitzt das Volk im Finstern. Jesaja dachte daran, dass Galiläa in assyrische Abhängigkeit geraten war, der Evangelist daran, dass der jüdische Krieg Galiläa verwüstet hatte. Der Schatten des Todes liegt über einem Land. Ein dritter Todesschatten liegt auf der ganzen Menschheit. Das Jesajazitat spricht vom „Galiläa der Heiden“. Es meint Israel, wenn es vom Volk in der Finsternis spricht. Es meint die Heiden, wenn es von Menschen spricht, die am Ort und im Schatten des Todes sitzen. Der Schatten des Todes liegt über Juden und Heiden, über allen Menschen.

Das Licht des Evangeliums strahlt in diese dreifache Dunkelheit. Es sagt: „Kehrt um, das Reich der Himmel ist nahe.“ Gott ist nahe. Nicht irgendetwas Schönes, Gutes und Sinnvolles in der Welt ist nahe, sondern das Licht dessen, der die Welt geschaffen hat und von dem jedes Licht in der Welt nur ein Abglanz ist. Sein Licht leuchtet in den Schatten des Todes.

* Ein Todesschatten liegt in der Tat über allen Menschen. Alles Leben trägt ein Todesurteil in sich. Wir wissen, dass wir sterben müssen. Deshalb sehnen wir uns oft nach einem unbewussten Leben, ohne das schwarze Loch des Todes sehen zu müssen, in dem wir alle verschwinden. Ein Gedicht von Gottfried Benn bringt diese Sehnsucht wunderbar zum Ausdruck. O dass wir unsere Ururahnen wären. Ein Klümpchen Schleim im warmen



Moor. Leben und Tod, Befruchten und Gebären glitte aus unseren stummen Säften vor. Ein Algenblatt oder ein Dünenhügel, vom Wind Geformtes und nach unten schwer. Schon ein Libellenkopf, ein Möwenflügel Wäre zu weit und litte schon zu sehr. Machen wir uns keine Illusionen: Auch als Einzeller entrinnen wir nicht dem Schatten des Todes. Sie vermehren sich durch Teilung und kennen (fast) keinen Tod. Aber auch sie werden von Katastrophen zerstört. Ein kleines Knistern in der Tektonik der Erde – und der Tod verschlingt alle Lebewesen, Menschen, Tiere, Steine und Berge. Und selbst, wenn die Erde nicht bebt, sind wir mitten im Leben vom Tod umfungen. Und jedes Mal ist es ein kleines Erdbeben, wenn er in unser Leben einbricht. Der Tod ist sinnlos. Ein intelligenter Gedanke sagt zwar: Die Evolution ist nur dadurch vorangekommen, dass sie mit immer neuen Generationen von Lebewesen experimentieren konnte, sie braucht den Tod um der Entwicklung des Lebens willen. Aber das verleiht dem Sterben des Einzelnen keinen Sinn. Wenn wir Nachkommen gezeugt, geboren und aufgezogen haben, hätten wir unsere evolutionären Pflichten abgehakt. Danach sind wir eigentlich uninteressant. Für das Ende des Lebens hat uns die Natur stiefmütterlich behandelt. Sie gab uns kein Programm mit, das uns leicht sterben lässt. Es gab keinen Überlebensvorteil für Lebewesen, die sanft sterben, sonst hätten sich diese Lebewesen durchgesetzt.

Dafür aber gibt es einen Überlebensvorteil für die, die sich gegen ihren Zerfall auflehnen. Wir sind daher biologisch auf Leben programmiert – und leiden um so mehr, wenn es zu Ende geht. Wir quälen uns mit dem Sterben. Wir müssen es ohne Hilfe der Natur bewältigen – durch ein Bündnis von Medizin und Religion, von Therapie und Glauben, von Medikamenten und inneren Bildern. Vor allem aber durch unsere medizinische und menschliche Zuwendung zu den Sterbenden. Hier bewährt sich unsere Menschlichkeit, dort, wo es darum geht: Menschen Licht zu bringen, die im Schatten des Todes leben. Denn in dieser Situation verblasst oft schnell, was einst den Wert und die Würde eines Menschen ausmachte. Wir müssen kämpfen mit Schmerz, Depression und im Alter auch noch mit Demenz. Wir sind dann darauf angewiesen, dass uns Wert und Würde von anderen entgegengebracht werden, von Menschen, die sich uns zuwenden – und die unsere ganze Geschichte wahrnehmen. Die Hospizbewegung, die bewusste Begleitung von Sterbenden, ist deshalb eine der größten humanen Bewegungen unserer Tage – gerade weil sie unspektakulär im Stillen arbeitet. Manchmal aber packt uns wie Gottfried Benn die Sehnsucht nach einem unbewussten Leben im Schoß der Natur. Trotzdem meine ich: Unser Bewusstsein ist ein wunderbarer Funke in uns. Es gibt uns die Chance, das Leben zu erleben und zu gestalten. Gewiss, es legt eine Unruhe in uns hinein. Es macht uns klar, dass wir unfertig sind, dass wir geboren sind, um neu gebo-



ren zu werden. Leben ist Sehnsucht nach Mehr-als-Leben. Auch Gottfried Benn kannte diese Sehnsucht, ja, diese Sucht nach Mehr-als-Leben. Er setzt unser Gedicht mit der Beschwörung von Augenblicken fort, in denen die Ewigkeit in die Zeit zu brechen scheint.

Er schreibt:

Die weiche Bucht.

Die dunklen Wälderträume.

Die Sterne, schneeballblütengroß und schwer.

Die Panther springen lautlos durch die Bäume.

Alles ist Ufer.

Ewig ruft das Meer ---

Im Matthäusevangelium ruft nicht das Meer. Hier ruft Jesus. Mit seinem Ruf bricht die Ewigkeit in die Zeit. Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Gott ist nah. Kontakt mit Gott verheißt Berührung mit einer Realität, die dem Tod und der Vergänglichkeit überlegen ist. Denn auch die Wälder, die Berge, das Meer – all das ist nur Schöpfung, nicht der Schöpfer selbst. Mit Gott kommen wir nicht primär durch dunkle Wälderträume in Kontakt, nicht durch den Rausch einer Nacht, in der die Sterne schneeballblütengroß vom Himmel fallen. Es ist schön, solche Augenblicke zu erleben und man kann in ihnen gewiss auch Gott erfahren. Aber man kann sich mit solchen irrationalen Hochstimmungen auch verirren – wie Gottfried Benn, der 1933 vom Weg abirrte. Wir kommen nicht durch das Eintauchen in den Rausch unbewussten Lebens in Kontakt mit Gott, sondern durch bewusste Erneuerung unseres Lebens, durch Umkehr. Wenn wir umkehren, ist die Ewigkeit nahe. Dann beginnt das Reich der Himmel.

* Der zweite Schatten des Todes liegt über ganzen Ländern. In unserem Text ist es Galiläa. Heute sind es viele Länder. Viele Menschen haben nur die halbe Lebenserwartung wie wir. Man nennt das strukturelle Gewalt – Lebensverkürzung ohne physische Einwirkung, sondern durch die Summe der Verhältnisse. Krankheit ist ein Faktor, etwa die Tatsache, dass im südlichen Afrika 25 Millionen HIV-infiziert sind, in Westeuropa vergleichsweise wenig – und doch noch viel zu viele: nämlich mehr als eine halbe Million. Reichtum ist ein anderer Faktor: 20% der Menschheit stehen 80% der Güter dieser Welt zur Verfügung, die anderen müssen mit dem Rest auskommen. Und selbst, wenn eine Naturkatastrophe keinen Unterschied zwischen Touristen und Einheimischen macht, treffen deren langfristige Folgen die Armen mehr. Naiv ist, wer meint, man könne solche sozialen Ungerechtigkeit so lösen, wie man Essen in der Familie verteilt: indem man jedem das Gleiche gibt.



Vor 40 Jahren waren wir in dieser Hinsicht naiv. Wir meinten, wir müssten nur die richtigen politischen Ideen entwickeln, um Lebenschancen besser zu verteilen. Wir wollten Entwicklung in die Entwicklungsländer bringen – aber die meisten blieben in ihrer Entwicklung zurück. Wir wollten Recht und Demokratie exportieren – aber Diktatur und Unterdrückung nahmen zu. Wir wollten Achtung und Selbstachtung der Kulturen – aber Hass und Terror wuchsen. Manche von uns wurden deswegen zynisch. Ziel könne nur sein, die Ungleichheit lebbar machen. Die Stärkeren müssten mit ihr gut leben können, die anderen gerade überleben (oder auch nicht). Mehr sei nicht drin.

Heute haben sich daher die Menschen vermehrt, die für ein wenig mehr soziale Kälte plädieren (natürlich in Maßen), für ein bisschen Folter (natürlich in Maßen), für ein wenig Tötung am Anfang und Ende des Lebens (natürlich in Maßen) – und die ihren Feinden die Menschenrechte absprechen wollen (natürlich alles nur in Maßen). All das wird heute von intelligenten Menschen gelehrt mit beeindruckenden akademischen Titeln. Die kleine Absage an die Humanität ist salonfähig geworden. Und es ist gut, dass sich diese Stimmen offen artikulieren. Dann so kann man auch offen darüber sprechen. In einem freien Land darf man auch offen widersprechen – auch angesehenen Professoren. Wir sollten dabei nie vergessen (auch wenn der folgende Vergleich manchem Unrecht tut, weil ich damit an eine ganz unvergleichliche Absage an Humanität erinnere): Es waren zwei hoch angesehene Professoren einer benachbarten Universität, die 1920 das Programm zur Vernichtung lebensunwerten Lebens entwarfen, ein Jurist und ein Mediziner. Der Jurist starb noch vor Veröffentlichung der gemeinsamen Schrift. Der Mediziner aber erlebte die Umsetzung seines Programms unter den Nazis. Er war entsetzt – und beschwor seinen Nachfolger, sich diesem Programm zu verweigern. Eine Verwandte von ihm war ein Opfer geworden. Man kann daraus lernen: Intellektuelle entwerfen manchmal fragwürdige Sachen. Sie nutzen unlösbare Grenzfälle mit scharfsinnigen Argumenten aus, um humane Grundsätze auch dort zu erschüttern, wo die Probleme mit diesen humanen Grundsätzen lösbar wären.

Aber auch sie können umkehren, und sie tun es, wenn sie mit der Realität konfrontiert werden. Was bedeutet hier das Licht des Evangeliums? Es gibt uns keine eindeutige Antworten für alle Grenzsituationen. Aber es vertreibt den Todesschatten des Zynismus. Es ist ja kein Naturgesetz, wenn vielen das Vertrauen fehlt, dass sie beim Sterben Menschen finden, die sie begleiten. Nur deshalb wollen so viele aktiv vorher ihrem Leben ein Ende setzen. Es ist kein Naturgesetz, dass es für die Aidskranken in Südafrika und anderswo zu wenig Medikamente gibt. Es ist ein Skandal. Um ihn zu beseitigen, müssten



viele umkehren. Nicht nur die Pharmaindustrie. Es ist kein Naturgesetz, dass Diktatoren ungeschoren davonkommen. Es ist im Gegenteil wunderbar, dass sich auch ihre Rentenaussichten rapide verschlechtert haben. Vor allem aber ist es kein Naturgesetz, dass Menschen der Aufklärung und dem Christentum den Abschied geben. Die Botschaft: „Kehrt um!“ traut uns zu: Menschen können ihr Verhalten ändern. Wir sind zwar zu jeder Unmenschlichkeit fähig, aber wir können uns auch anders verhalten. Wir können umkehren! Der Schatten des Todes hat unser Inneres erreicht, wenn wir meinen, solche Umkehr sei unmöglich. Denn woran merken wir, dass das Himmelreich nahe ist? Daran, dass Menschen umkehren! Daran, dass wir selbst umkehren. Dann sind wir lebendig.

* Aber ist das alles nicht überholt? Ein Auslaufmodell für gute Menschen? So etwas sollte man sich nie einreden. Ein Blick in die Geschichte zeigt: Man musste zu allen Zeiten Positionen vertreten, die abgelehnt wurden. Hier kann man auch von Jesus lernen. Über ihm lag der Schatten des Todes, weil er abgelehnt wurde. Heinrich Heine hat im Blick auf seinen Tod mit Recht gesagt: „Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eignen Schmerzen.“ Das war für ihn ein Trost in seiner langjährigen „Matratzengruft“: Gott leidet mit seinen Geschöpfen. Gott will das Leben. Er will nicht den Tod. Er ist für unsere Sehnsucht nach Leben unser Verbündeter. Das ist die Botschaft des Evangeliums. Aber wichtig ist nun: Dieser Gott kam uns nahe in jemandem, der gelehrt hat, die Feinde zu lieben und sie eben nicht einem Feindstrafrecht zu unterwerfen, das ihnen die Menschenrechte abspricht. Er heilte hoffnungslos Erkrankte, denen viele heute dadurch helfen wollen, dass man ihnen als bedenkenswerte Option nahe legt, ihr Leben selbst zu beenden. Dieser Jesus wurde gefoltert und gekreuzigt! Aber dabei blieb es nicht: Gott bekannte sich zu ihm. Er nahm den Gekreuzigten ins Licht seines Lebens auf. Er schrieb dadurch einen Aufschrei gegen alles Leid in die Geschichte hinein, den keiner mehr auslöschen kann.

In ihm ging ein alter Traum in Erfüllung: „Das Volk, das in Finsternis saß, hat ein großes Licht gesehen, und denen, die saßen am Ort und im Schatten des Todes, ist ein Licht aufgegangen.“

Dieser Schatten des Todes lag auch über Jesus. Aber in ihm verwandelte er sich in das Licht des Lebens. Und in seiner Nachfolge dürfen wir dieses Licht weitergeben. Wer im Matthäusevangelium ein wenig weiter liest, stößt auf eine der kühnsten Aussagen in der Bibel über die, die ihm nachfolgen: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Das ist zu uns allen gesagt. Ihr seid das Licht der Welt, das im Schatten des Todes leuchten soll.



Was heißt das? Es heißt, dass wir zusammenrücken angesichts unserer Sterblichkeit – so wie die Welt zusammengerückt ist, weil Millionen von der Flutkatastrophe getroffen wurden. So wie Menschen in der Hospizbewegung zusammen arbeiten, wenn sie Menschen beim Sterben begleiten, aber sich weigern, ihnen zum Sterben zu verhelfen. Aber ist das oft nicht viel zu viel von uns verlangt – Licht der Welt zu sein? Vielleicht ist manches viel einfacher. Als ich einmal zu zweit eine Sterbende besuchte und die Unsi-cherheit spürte, die jeder dabei empfindet, da begrüßte sie uns mit den Worten: „Es ist eine Erlösung, dass ihr da seid.“ Und ich dachte: Wie leicht können wir manchmal etwas Hilfreiches tun – nur dadurch, dass wir da sind. Und ich spürte, dass wir dabei etwas weitergeben, das wir nicht geschaffen, sondern empfangen haben. Es ist das Licht des Lebens. Es ist das Licht dessen, der Leben schlechthin ist. Denn woran merken wir, dass wir aus dem Schatten des Todes getreten sind? Wir merken es daran, dass wir zu ihm umkehren. Und der Frieden Gottes, welcher höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christo Jesu.

Amen

Vita

**Dr. Dr. h.c. mult. Gerd Theißen,
Professor Emeritus für Neutestamentliche Theologie**

Geb. 24.04.1943 in Rheydt, heute Ortsteil von Mönchengladbach, verheiratet,
zwei Kinder

Wissenschaftlicher Werdegang

Dr. theol. 1968

Dr. habil. 1972

Privatdozent Universität Bonn 1973-1978

Lehrer 1976-1978

Professor für Neues Testament in Kopenhagen 1978
in Heidelberg seit 1980.



Wichtigste Publikationen

Soziologie der Jesusbewegung 1977 7. Aufl. 1977.
Der Schatten des Galiläers 1986 13. Aufl. 1993.
zus. mit A. Merz: Der historische Jesus 1996 2. Aufl. 1997.

Schwerpunkte in Lehre und Forschung:

Sozialgeschichte des Urchristentums
Historischer Jesus
Theorie der urchristlichen Religion und Theologie des Neuen Testaments

Schriftenverzeichnis www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/theologie/personen/theissen.html



Preisträger: Kategorie „Beste Predigt 2016“

Pfarrerin Ulrike Scheller, Predigt über Lukas 13,29.30 u. 22,29.30a u. 1. Mose 1,27, 07.05.2016 Ev. Kirche Dörstewitz, Kirchenkreis Merseburg, Evangelische Kirche in Mitteldeutschland

Predigt über das Gedicht ‚Ella im Himmel‘ (Wisława Szymborska) & Lk 13,29.30 & Lk 22,29.30a & Gen 1,27

I Ella im Himmel, Herr Müller und Gertrud

Das ist die Geschichte von Ella.

Ella im Himmel.

Und Ella auf der Erde.

Sie hat: eine große Stimme.

Jahrhundertstimme.

Immer schon.

Was sie nicht hat: Idealmaße. 90-60-90 oder so was in der Art.

Sie hat: Gewicht.

Dunkle Haut,

und zwei Probleme mindestens.

Deswegen gibt es dieses Gedicht.

*Wisława Szymborska,
Ella im Himmel*

*Sie betete zu Gott,
betete inständig,
er möge aus ihr
ein glückliches weißes Mädchen machen.*

*Und wenn es schon zu spät ist für diese Veränderung,
dann, lieber Gott, schau wenigstens, wieviel ich wiege
und nimm mir mindestens die Hälfte weg.*

*Aber der gnädige Gott sagte nein.
Er legte ihr nur die Hand aufs Herz,
sah ihr in die Kehle, strich ihr über den Kopf.
Und wenn alles vorbei ist, sagte er,
machst du mir die Freude und kommst zu mir,
mein schwarzer Schatz, du singender Klotz.*



Predigt über Lukas 13,29.30 u. 22,29.30a u. 1. Mose 1,27

Und das ist die Geschichte von Herrn Müller.

Herr Müller ist klug.

Er hat Phantasie und Ideen, auf die sonst keiner kommt.

Er denkt, und zwar anders.

Nur – leider – merkt das keiner.

Denn – leider – fragt ihn keiner.

Weil: Herr Müller ist schüchtern.

Er stottert.

Ganz fürchterlich.

Er betet zu Gott, so gut er kann.

Der möge aus ihm einen glücklichen mutigen Mann machen.

Und wenn es schon zu spät ist für diese Veränderung,

dann, lieber Gott, schau wenigstens,

dass ich nicht immer rot werde.

Nicht jedes Mal.

Aber der gnädige Gott sagte nein.

Er legte ihm nur die Hand aufs Herz,

sah ihm in den Verstand, strich ihm über den Kopf.

Und wenn alles vorbei ist, sagte er,

machst du mir die Freude und kommst zu mir,

so eine helle Leuchte steht mir gut zu Gesicht.

Die Geschichte von Gertrud spielt in einem Bus.

Denn da ist sie fast immer. Sie fährt ihn.

Sie sitzt sehr gerade, denn sie ist ziemlich klein, aber das bringt auch nicht viel.

Eine Sitzerrhöhung braucht sie trotzdem.

Was nicht sitzt, ist die Uniform – sie weiß ja selbst, dass sie kein Faible hat für Mode und Trends, aber das macht's auch nicht besser.

Schlimmer noch ist das: Jeden Morgen muss sie in Gesichter sehen, die ihr das alles nicht zutrauen. Bus fahren. Die Leute sicher von A nach B bringen. Als Frau. Als kleine Frau. Dabei ist sie die Einzige unter den Kollegen, die sanft bremsen kann.



Sie betet zu Gott.

Der möge aus ihr eine glückliche Frau machen, die gesehen wird.
Und wenn es schon zu spät ist für diese Veränderung,
dann, lieber Gott, schau wenigstens,
dass mir die Verkehrsbetriebe eine ordentliche Uniform geben.
Maßgeschneidert. Für 35 Jahre unfallfreies Fahren.

Aber der gnädige Gott sagte nein.
Er legte ihr nur die Hand aufs Herz,
sah ihr in die Hände, strich ihr über den Kopf.

Und wenn alles vorbei ist, sagte er,
machst du mir die Freude und kommst zu mir –
und tupfst sanfte Fußabdrücke in die Wolken.

Schreib dir's auf. Hab es vor Augen. Schließ es in dein Herz... Das eine Wort, den einen Namen: EINER.

II Und es werden kommen

Und Jesus sagt: Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes. Und siehe, es sind Letzte, die werden die Ersten sein, und sind Erste, die werden die Letzten sein.
(Lk 13,29.30)

Gertrud wird kommen.
Und Ella.
Und Herr Müller auch
– wenn alles vorbei ist.

Von Osten und Westen und Norden und Süden – aus den Bussen und Büros werden sie kommen und aus den Bars. Von den Straßen. Und aus einsamen Ecken.

Das ist eine Geschichte von Menschen. Und von Gott. Von zu vielen Kilos, betörenden Stimmen, roten Köpfen und verkannten Busfahrerinnen.



Predigt über Lukas 13,29.30 u. 22,29.30a u. 1. Mose 1,27

Bleibt so, sagt Gott.
Ihr seid, wie ihr seid.
Gut gemacht.
Am 6. Tag.
Und immer wieder.

Und mein Angesicht leuchtet.
Über euch.
Auf euch.
Durch eure Gesichter,
durch das, was ihr seid.

Mein Angesicht leuchtet.
Lasst leuchten –
Stimmen & Kilos,
Ideen,
sanftes Bremsen.
Ihr seid, wie ihr seid.
Gut gemacht.

Und wenn alles vorbei ist,
macht ihr mir die Freude und kommt zu mir.

Und Jesus sagt:
Ich will euch das Reich zueignen, wie mir's mein Vater zugeeignet hat, dass ihr essen
und trinken sollt an meinem Tisch in meinem Reich. (Lk 22,29.30a)

III Wenn alles vorbei ist – Die Geschichte der Tafelrunde

Wenn alles vorbei ist
werden wir dort sein.
Offen ist der Himmel längst.

Und dann kommt die Geschichte mit dem Tisch auf den Tisch.
Die Geschichte einer Tafelrunde.



Vielleicht ist das Tischtuch buttermilchweiß. Oder himmelblau. Wer weiß das schon.
Es wird wohl lang sein. Denn die Tafel ist lang.
Und irgendwo sprießen Blumen.
Vergissmeinnicht.
Pfingstrosen.
Himmelsschlüsselchen.
Und was-auch-immer.

5 Brote und 2 Fische.
Wasser und Wein.

Alle sitzen am Tisch.
Und Herr Müller – der mit dem roten Kopf und den guten Ideen, der so gern mutig werden wollte –, hält eine Tischrede. Eine ziemlich lange und ohne Stottern. Dafür mit viel Witz.

Die Busfahrerin ist groß und braucht kein Kissen an dieser Tafel.

Viele sind hier. Manche schon lange.
Alle mit Geheimnissen.
Und mit dem, wofür man sich schämen wollte bis in alle Ewigkeit. Und nun?
Mal sehen.

Die Pharisäer mit den Gesetzen in der Hand sind auch da.
Sie schütteln den Kopf.
Sollen sie. Gott lächelt.

Die Schriftgelehrten wedeln mit den Buchstaben.
Zu Hilfe!, rufen sie, wenn ein Komma verrutscht.
Gott zwinkert ihnen zu.

Die Alles-Richtigmacher, die nie falsch geparkt haben und die auch sonst niemals falsch abgebogen sind im Leben, sitzen, sagen wir, zwischen den Stühlen. Und finden dann doch, irgendwann, ihren Platz. Ihre strengen Gedanken werden allmählich weich. Sie selbst werden weich. Und schlagen ein wenig über die Stränge.

Ella fängt an zu singen.
Einfach so.



Predigt über Lukas 13,29.30 u. 22,29.30a u. 1. Mose 1,27

Mit der Wucht ihrer Stimme und der Wucht ihrer Kilos.
Es klingt – göttlich.
Und sein Angesicht leuchtet.

Und alles leuchtet.
Gottes Angesicht in ihren Gesichtern.
In ihren Gesichtern Gott.

Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau. (Gen 1,27)

Das ist die Geschichte einer Tafelrunde.
Die Geschichte von uns und von Gott
– wenn alles vorbei ist.
Und alles anfängt.
Der Heilige Geist sorgt für die Atmosphäre.
Jesus schenkt Wein nach.
Und Gott?
Sieht alle an.
Sieht das, was man sehen soll,
und auch das andere.

Auf euch!,
sagt er,
und erhebt sein Glas.

Vita



Vita

Pfarrerin Ulrike Scheller

Dipl.-Theol., Dipl.-Päd., geboren 1975
aufgewachsen in einem protestantischen Pfarrhaus in Halle (Saale)

nach dem Abitur Volontariat in Locarno (Schweiz) & Praktika im
Musiktherapeutischen Bereich

1995-2000 Studium der Erziehungswissenschaften in Halle (Saale)

2000-2007 Studium der Ev. Theologie in Halle (Saale) und Jena

langjährige Mitarbeit bei der ‚Kirche am Urlaubsort‘ in St. Peter-Ording

2007-2010 Vikariat in Schafstädt (Ev. Kirche in Mitteldeutschland)

seit 2010 Pfarrerin in Bad Lauchstädt (Ev. Kirche in Mitteldeutschland)

Absolventin der ‚Meisterklasse Predigt‘ des Atelier Sprache e.V., Braunschweig
Jazzmusikerin (Saxophonistin)



Predigt: 1. Mose 22, 1-14

Pfarrerin Ute Stolz

19.06.2016 Nabern, Weilheim, Bissingen/Ochsenwang und Hepsisau/Neidlingen

Teil 1 des Predigttextes ist Schriftlesung: 1. Mose 22, 1-3

Sara steht am Eingang des Zeltens und beobachtet ihren Mann. Es ist noch früh. Tagelang hatte Abraham sie angeschwiegen. Es war, als habe er eine unsichtbare Wand um sich errichtet. Und sein Gesichtsausdruck - sie schaudert. Schrecklich. Wie jetzt, wenn er das Beil auf den Hackklotz niedersausen lässt. Er war ja schon ein alter Mann, aber in den letzten Tagen schien er nochmal um Jahre gealtert. Dann, gestern Abend, auf einmal, hatte er den Mund aufgemacht: „Ich gehe ein paar Tage weg. Mit Isaak. Brandopfer darbringen.“ – „Wo?“ hatte sie gefragt. „Weiß ich noch nicht. Das wird sich zeigen. Auf einem Berg. Der Junge wird sich über einen Ausflug freuen.“ „Ja, bei deiner Laune ganz bestimmt“, hatte sie ihm schnippisch entgegnet und war gegangen. Aber ihr war, als griffe eine kalte Hand nach ihrem Herz. Heute Morgen war Abraham dann mit grimmiger Entschlossenheit in aller Frühe vom Lager aufgestanden, ohne ein Wort, und nach draußen gegangen.

Da steht er jetzt und spaltet Holz. Und seine Gedanken kreisen. Er soll Isaak auf diesem Holz opfern. Aber das ist doch undenkbar! Hat er sich vielleicht getäuscht? War es wirklich Gottes Stimme gewesen, die gesagt hatte: Nimm deinen Sohn. Isaak, den du lieb hast. Geh hin und opfere ihn.

Isaak. Er hört ihn drüben lachen. Er springt zwischen den Knechten herum und freut sich auf den Ausflug. „Lachen“ haben sie ihn genannt. „Lachen“, das schien ihm und Sara der einzig richtige Name für diesen späten Sohn: Isaak, zu Deutsch „Lachen“. Isaak, die Freude seines Alters. Seine Hoffnung. Und Gottes wahr gewordene Verheißung.

Abraham spürt, wie Sara ihn beobachtet. Was soll er ihr sagen, wenn er ohne Isaak zurückkommt. Oder soll er sie einweihen? Für verrückt würde sie ihn erklären. Nein, er wird ihr nichts sagen. Er würde ihre Reaktion nicht ertragen, wie er sich selber gerade nicht ertragen kann. Aber er hackt weiter Holz. Mit grimmiger Entschlossenheit. Irgendwie ist er an einem Punkt seines Lebens gelangt, wo schlichtweg überhaupt nichts mehr zusammenpasst. Das alles kann doch nicht wahr sein. Isaak ist doch nicht einfach bloß sein Sohn! Er ist doch genauso Gottes Sohn! Hatte nicht Gott selbst ihn dem Leib der



Predigt: 1. Mose 22, 1-14

alten Sarah abgetrotzt? Hatte nicht Gott selbst die Verheißung an dieses Kind geknüpft, aus ihm werde noch ein ganz besonderes Volk hervorgehen?

Und dann befiehlt Gott: Opfere diese Verheißung! Das kann doch nicht sein. Das kann doch nicht Gott sein. Was soll er noch glauben? Und was soll er tun?

Opfert er Isaak, ist es aus und vorbei mit der Verheißung, opfert er ihn nicht, wird er Gott untreu und es ist genauso alles aus. Aus und vorbei. Egal was er tut.

Eine eigene jüdische Überlieferung, liebe Gemeinde, berichtet zusätzlich zur Bibel, dass Isaak seiner Mutter nach der Rückkehr nichts verschwiegen und alles erzählt habe. Und als Sarah das vernommen habe, habe sie sechs Schreie ausgestoßen und sei tot umgestürzt. So entsetzt sei sie gewesen. – Auffällig ist, dass die Bibel selbst gleich im nächsten Kapitel von Sarahs Tod berichtet.

Aber noch hackt Abraham Holz. Noch ist es nicht so weit.

Den eigenen Sohn opfern. Unmöglich. Wir würden das NIEMALS tun. Das könnten wir gar nicht. Das ist doch unmenschlich. Oder? Aber: Haben das nicht schon viele Väter getan, viele Eltern. Für's Vaterland haben sie ihre Söhne, ihre Kinder, geopfert. Für den Krieg, für die Revolution, für die Religion, für's Geschäft, für eine Karriere in ihrem Sinn.

Und Gott, den Abraham so gar nicht mehr in Deckung bringt mit dem Gott, den er kennt und dem er glaubt und vertraut. Abraham erlebt den „deus absconditus“ wie Luther ihn genannt hat, den abwesenden, dunklen, als grausam empfundenen Gott bis auf's Äußerste zugespitzt. Diesen so erlebten Gott kennen wir auch, wenn wir ihn überhaupt nicht mehr verstehen. Ihn fragen: Wie kannst du mir das zumuten.

„Gott legt einem nicht mehr auf, als man tragen kann.“ Man sagt das so leicht dahin, wenn es einem gut geht. Wie aber muss sich das anhören für Menschen, die schreckliches Leid erleben.

„Was Gott tut, das ist wohlgetan“ – „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehen“ – „Herr, wie du willst, so schicks mit mir“. Schöne Worte. Fromme Lieder. Aber das Singen kann einem doch wahrlich vergehen über dem Leben.

Hätte Abraham so singen können?



PT Teil 2: 1. Mose 22, 4-8

Dreimal geht die Sonne auf bei dieser Reise. Dann kommen Abraham, Isaak und die Knechte beim Berg Morija an, von dem weder die Knechte noch Isaak wissen, dass es der Berg der Versuchung ist. Die Knechte wissen es nicht, wenn sie zurückbleiben. Isaak weiß es nicht, wenn er an der Hand des Vaters geht. Abraham mag es ahnen, wenn er den Knechten hilflos und ausweichend sagt: „Wir gehen hin anzubeten und wir werden dann wieder zu euch kommen.“ Wer kommt wieder? Wir? Wir beide?

Und gingen die beiden miteinander. Man könnte weinen über diesem Satz. Keine Silbe davon, was Abraham bewegt. „Und gingen die beiden miteinander.“ Drückender lässt sich die Wortlosigkeit und Einsamkeit dieses Wegs kaum ausdrücken. Denn Abraham ist einsam, wie man nur einsam sein kann. Und Glaube steht in seinem Herzen gegen Glaube. Fast zerreißt es ihn. Richtig körperlich fühlt er den Schmerz.

Und in diesen Schmerz hinein fallen plötzlich die arglosen Worte Isaaks: „Mein Vater ..Vielleicht treibt es Abraham die Tränen in die Augen. „Hier bin ich, mein Sohn!“ Und Isaak spricht weiter: „Siehe, hier ist Feuer und Holz, wo aber ist das Schaf zum Brandopfer?“ Abraham trägt das Feuerbecken und das Messer; Isaak das Holz. Das Holz, auf das ihn sein Vater binden und auf den Altar legen wird.

Und wie aus einer anderen Welt antwortet Abraham seinem Sohn: „Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer.“ Eine falsche Ausrede? Eine gemeine Lüge? Ich glaube nicht. Da bricht sich inmitten von all dem Schmerz in Abraham die Hoffnung Bahn, dass Gott das Grauensvolle vielleicht doch abwenden wird. So wie die Menschen in den Konzentrationslagern inmitten all der Grausamkeiten, die sie erdulden mussten, zu Gott gebetet haben, obwohl sie vielleicht nicht mehr an ihn glauben konnten. So wie sie den 23. Psalm gesprochen und gesungen haben, obwohl die Wirklichkeit seine Aussage mit Füßen getreten hat.

Für Isaak, der mit seinem Vater geht, ist das, was er erlebt rätselhaft, aber er geht mit, weil er seinem Vater vertraut. Für Abraham, der mit seinem Sohn den Berg hinaufgeht ist alles rätselhaft, grausam rätselhaft, weil er Gott nicht mehr versteht. Weil gar nichts mehr stimmt für ihn. Isaak versteht nicht und Abraham versteht nicht. Und so geht es auch Menschen hier bei uns mit Gott, wenn er ihnen Rätsel über Rätsel aufgibt. Gott, der Glück schenkt mit beiden Händen. Und der Glück nimmt mit beiden Händen. Ist es



Predigt: 1. Mose 22, 1-14

Prüfung oder ist es Führung? Ist es Gott oder ist es ein blindes Schicksal, das hinter dem steht, was wir erleben?

Und wie gern möchten wir Abraham zurufen: Lass es, Abraham! Wirf das Messer weg und steig den Berg hinab.“ Weil wir dem dunklen Gott, den wir nicht verstehen, nicht folgen wollen. Wir wollen einen netten, einen freundlichen Gott, jedenfalls einen einfachen, der es uns nicht schwer macht! Aber Abraham steigt weiter in die Widersprüchlichkeit und Einsamkeit. „Und gingen die beiden miteinander.“

PT Teil 3 1. Mose 22, 9-14

„Und als sie an die Stätte kamen“ – diese Worte kennen wir noch von einer anderen Stelle in der Bibel. Sie stehen im Bericht von der Kreuzigung Jesu und hier in 1. Mose 22. Wortwörtlich gleich.

Und beides Mal liegt die Stätte auf einem Berg. Der eine heißt Morija und liegt in Jerusalem. Der andere heißt Golgatha und liegt in Jerusalem. Betritt man den Felsendom mit seiner schimmernden Kuppel, der einem auf allen Fotos von Jerusalem sofort ins Auge fällt, wundert man sich über einen riesigen Fels in der Mitte. Eben hier – so sagen die islamische Überlieferung und die jüdische Tradition – eben hier sollte Abraham seinen Sohn opfern. Und wenn man aus dem Felsendom tritt, liegt genau gegenüber der Hügel Golgatha! Hier wurde Jesus gekreuzigt.

Es sind benachbarte Berge, einer, auf den Isaak das Holz auf seinem Rücken hinaufträgt. und einer, auf den Jesus das Holz auf seiner Schulter hinaufträgt. Und Abraham - auch er trägt sein Kreuz. Im Herzen. „Und als sie kamen an die Stätte“ beginnen für Jesus drei Tage und für Abraham enden drei Tage. Mit seiner Antwort aber, dass Gott sich ein Schaf zum Brandopfer ersehen wird, hat Abraham bereits auf dem Weg auf das Ende seiner Seelenqualen hingewiesen. So sehr gegen den Augenschein, wie es nur möglich ist.

Und tatsächlich, ein Widder hat sich verfangen im Dornestrüpp. Und tatsächlich, ein Engel hält die Hand Abrahams fest und sagt: “Lege deine Hand nicht an den Knaben.“ Woher kommt plötzlich der Engel? Woher kommt plötzlich der Widder?

Im Kalender „Der andere Advent“ stand dieses Mal am 9. Dezember folgender Satz von Edith Piaf:



Predigt: 1. Mose 22, 1-14

„Es gibt Augenblicke, da möchte man sterben. Aber dann geschieht etwas Neues und man glaubt, man sei im Himmel.“

Ja, es gibt Tage, da kommt einem Gott wie ein grausames Monstrum vor. Und dann geschieht etwas und man kann es kaum glauben: Das, was einen zur Verzweiflung gebracht hat, löst sich auf, und etwas Wunderbares geschieht und man kann wieder leben.

Woher kommt plötzlich der Engel? Woher kommt plötzlich der Widder?

Woher kommt plötzlich der Mensch, der einen aus der Einsamkeit reißt? Das rettende Wort, an das man schon nicht mehr geglaubt hat.

Die Genesung, die einem Lichtjahre entfernt schien.

Die Schwangerschaft, von der der Arzt gesagt hat, sie sei unmöglich und man könne es sich abschminken, ein eigenes Kind zu bekommen. Woher kommt die Liebe, die einem geschenkt wird nach einer Zeit der Trauer, in der man davon überzeugt war, nie mehr so lieben zu können, wie man den verlorenen Menschen geliebt hat.

Möglichkeiten Gottes hinter jedem Schicksal, hinter jeder Versuchung, an jedem Ort, auf jedem Berg.

Morija und Golgatha, sie liegen nebeneinander. Beide unter demselben Himmel Gottes, der sich wölbt über unser Unglück und über unser Glück. Beides Orte der Verzweiflung, des Angstschweißes und der Tränen.

Beides Orte des Vertrauens und der Hoffnung, dass Gott nicht die Augen schließt und uns nicht allein lässt mit unserem Elend. Sondern neues Leben schenkt, wo wir es nicht vermuten.

Und Abraham nannte die Stätte „Der Herr sieht“.

Amen

Predigt über 1. Joh. 5, 1-5



Jacqueline Barraud-Volk, Pfarrerin, 17.04.2016 Ansbach St. Johanniskirche,

Eröffnungsgottesdienst der Frühjahrstagung der Landessynode

Liebe Gemeinde,

die kleine Kapelle liegt mitten in der grünen Hügellandschaft des Schweizer Kantons Thurgau. Von Bayern aus gesehen auf der gegenüberliegenden Seite des Bodensees. Mitten in einer Bilderbuchlandschaft. Umgeben von sattgrünen Wiesen und Feldern hat man hier einen herrlichen Blick aufs weite Land. Bruderklausen-Kapelle heißt sie. In den 50er Jahren wurde sie in Privatinitiative gebaut. Zu Ehren von Bruder Klaus, dem Schweizer Heiligen, Friedensstifter, Mystiker des Mittelalters: Nikolaus von Flüe. Einer, der aus der Kraft des Glaubens lebte.

Im Lauf der Zeit aber teilt die nach ihm benannte Kapelle das Los so mancher kleinen Gotteshäuser. Kaum noch ein Gottesdienst findet statt. Und wenn, dann kommt nur ein Handvoll Menschen. Innen und außen bröckelt der Putz, die Elektrizität schwächelt, Staub und Dreck tragen das ihre zur freudlosen Atmosphäre bei. Ja, früher war es anders. Jetzt ist es trostlos. So sieht es auch der reformierte Pfarrer Hansruedi Vetsch, zu dessen Gemeindegebiet die Kapelle gehört.

Bis zu jenem Tag, als er auf einer Fahrradtour an einem Künstleratelier vorbeikommt und auf einem Schild liest:

„Raum der Stille und Besinnung zu vermieten.“ Es ist, als würden die Gedanken in seinem Kopf anfangen zu tanzen. Er ist sich sicher: „Es gibt Menschen, die christliche Krafträume suchen, aber nicht den Schritt in eine traditionelle Kirche wagen. - Doch die Bruder-Klausen -Kapelle, sie könnte solch ein Ort werden.“

So kommt es, dass der Pfarrer 20 Schlüssel für die Eingangstür der Kapelle nachmachen lässt und verteilt. Die Männergruppe bekommt einen, die Klavierschülerin, Einzelne, die Ruhe suchen, Menschen die eine Kerze anzünden, beten oder singen wollen. „Man muss den Mut haben zu sagen: Das ist eure Kirche. Nutzt sie!“ sagt der Pfarrer. Bald gibt es eine Freundesliste mit 100 Unterstützern. Jemand findet den Raum einfach zu düster und spendet den Neuanstrich, eine Firma überholt kostenlos die Lichtenanlage, ein älteres Ehepaar finanziert eine Sitzheizung, ein Rentner schreinert Außenbänke, damit man Platz nehmen und diesen schönen Ort genießen kann.



Predigt über 1. Joh. 5, 1-5

Womit niemand gerechnet hätte: eine nichtreligiöse Jugendorganisation räumt alle Bänke heraus aus der Kapelle und veranstaltet eine großartige Putzaktion. Und: jeden Freitagabend findet seit fünf Jahren eine ökumenische Abendandacht statt. Die Menschen kommen.

Es hört sich an wie ein Wunder. Plötzlich lebt etwas auf, das man schon aufgegeben hatte. Da wird einer von außen angestupst, eine Idee wächst und das Blatt wendet sich. Jubilate deo – jauchzt Gott, lobt ihn, so möchte man singen. Dies ist eine Geschichte für den heutigen Sonntag Jubilate. In gewisser Weise eine Auferstehungsgeschichte, eine Geschichte von Gottes Möglichkeiten und seinem weltverändernden Geist.

Aber natürlich gibt es auch in diesem Fall, gut protestantisch, Kritiker, Menschen, die den Pfarrer fragen: „Schlüssel verteilen, wo kommen wir denn da hin? Was ist, wenn etwas geklaut wird? Warum ist an diesem Ort alles kostenlos, angefangen bei den Kerzen bis zur kirchlichen Trauung? Was ist mit Menschen, die die Kirche nutzen und gar keine Kirchenmitglieder sind?“ Ins Gästebuch hat jemand geschrieben: „Danke für den schönen Moment, egal, welche Religion, hier fühle ich mich geborgen, auch als Muslim.“ Gefragt wurde der Pfarrer auch: „Ist es nicht besser eine leere Kirche zu haben, als so viel Betrieb?“

Es sind berechtigte Fragen. Es sind theologische Frage: „Was für eine Kirche sind wir und wollen wir sein? Welche Entscheidungen treffen wir? Worauf bauen wir? Welche Veränderungen lassen wir zu?“

Als Synode, als Landessynodalausschuss, als Landeskirchenrat, als Bischof, als Kirchenvorstand, Dekanatsausschuss, als Christ, müssen wir begründen, was wir tun. Kann sich Kirche so verschenken? So offen sein?

Immer wieder an den Weggabelungen der Kirchengeschichte, an den Wendepunkten, in den Krisenzeiten haben sich solche Fragen gestellt. Im Zeitalter der Reformation, im Kirchenkampf, bei den Gottesdiensten und den Montagsdemonstrationen vor der Wende. Genau das waren dann immer auch Zeiten der Konzentration auf das Wesentliche. Im Rückblick muss man sagen: in Bezug auf die Inhalte und die Theologie waren das die besten Zeiten. Das sollte uns, angesichts unserer Herausforderungen, Mut machen. Was das menschliche Miteinander angeht, waren diese Zeiten allerdings auch grenzwertig. In der Reformationszeit etwa hat man sich unter Christen derb beschimpft, verteufelt



Predigt über 1. Joh. 5, 1-5

und gegenseitig schlecht gemacht. Martin Luther war ein Meister dieses Fachs. Die Qualitäten eines, oft verächtlich „leisetreterisch“ genannten Philipp Melanchthons, entdecken wir heute wieder.

Mit dem Predigttext für diesen Sonntag Jubilate aus dem 1. Johannesbrief, blicken wir an den Anfang der Kirche und auch da: Krisen, menschliche Unzulänglichkeiten und Klärungen. Martin Luther hat ihm die Überschrift vorangestellt: „Die Kraft des Glaubens.“

Predigttext: 1. Johannesbrief 5,1-5

1. Wer glaubt, dass Jesus der Christus ist, der ist von Gott geboren; und wer den liebt, der ihn geboren hat, der liebt auch den, der von ihm geboren ist. 2. Daran erkennen wir, dass wir Gottes Kinder lieben, wenn wir Gott lieben und seine Gebote halten. 3. Denn das ist die Liebe zu Gott, dass wir seine Gebote halten; und seine Gebote sind nicht schwer. 4. Denn alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 5. Wer ist es aber, der die Welt überwindet, wenn nicht der, der glaubt, dass Jesus Gottes Sohn ist?

Liebe Gemeinde,

welche Streitfragen werden in diesem Brief, der mehr den Stil einer Predigt hat, eigentlich verhandelt? Vielleicht ging es um Dokerismus. Die Lehre, die verneint, dass Jesus auch ein wahrer Mensch aus Fleisch und Blut war. Im Jahr 451 beim ökumenischen Konzil, der Synode von Chalcedon, heute ein Stadtteil von Istanbul, hat man diese Frage entschieden. Jesus ist wahrer Mensch und wahrer Gott. Vielleicht ging es im 1. Johannesbrief aber auch um die Frage, ob Jesus überhaupt Gottes Sohn ist, also wahrer Gott. Unser Bibelabschnitt scheint darauf zu antworten. Es geht jedenfalls um die Kernfrage, wer Jesus Christus ist. Und diese theologische Streitfrage hat soziale Folgen. Eine Verknüpfung, die wir bis heute kennen, wenn es Streit in der Kirche gibt. Damals drohte die Spaltung.

Vor diesem Hintergrund steht die klare Ansage des 1. Johannesbriefes, dass der Gott nicht lieben kann, der seine Geschwister nicht liebt (1.Joh 4,19ff). Die gute Gemeinschaft der Gläubigen ist keine Nebensache, sie ist nicht beliebig. Sie ist die Testfrage des Glaubens. Für den 1. Johannesbrief ist klar: Kein Glaube ohne tätige Liebe, ohne achtsamen Umgang miteinander, ohne tragfähige Gemeinschaft. Keine Gotteskindschaft ohne



Predigt über 1. Joh. 5, 1-5

Orientierung an Gottes Geboten, kein Aushalten der Welt ohne Jesus Christus. Die verschachtelten Sätze lassen noch heute spüren, wie da einer um die richtigen Worte ringt.

Und als wolle er den Gegnern aus den eigenen Reihen damals sagen: „Schaut hin, das seht ihr doch auch, das betrifft uns gemeinsam“ stellt er einige Verse später nüchtern fest:

„Wir wissen, die ganze Welt liegt im Argen“ (1. Joh 5,19). Die Welt liegt im Argen. Auch fast 2000 Jahre später.

Unglaublich welche Dimensionen rund um die Panama Papiere zu Tage kommen.

Arg sind auch nach wie vor die Bilder vollkommen zerstörter Städte in Syrien und die Flucht- und Verlustgeschichten, die uns die Menschen mitbringen.

Gemessen an diesem Leid sind manche unserer kirchlichen Themen natürlich in gewisser Weise sekundär. Dennoch macht es uns zu schaffen und wir wären nicht ehrlich, würden wir es nicht benennen, dass so viele die Kirche verlassen oder wir Gleichgültigkeit spüren. Wir erleben das sowohl in der Stadt, wie auch auf dem Land.

Jeder und jede von uns könnte zur Liste all dessen, was im Argen liegt, wohl auch etwas aus der eigenen ganz persönlichen Lebensgeschichte dazulegen. Eine Erkrankung, eine Enttäuschung, ein Verlust. Bei jeder Synodaltagung, erfahren wir voneinander immer ein bisschen mehr. Wir nehmen Teil an dem, was anderen gerade auf dem Herzen liegt. Das stärkt unsere Gemeinschaft. Und in der Gemeinschaft mit Gott beim Abendmahl, werden wir vieles davon nachher in seine Hand geben.

Die Welt liegt im Argen und auch wir Christen fühlen uns zuweilen verloren oder resigniert. Aber wir haben auch einen starken Anker, an dem wir uns festmachen. Die Kraft des Glaubens. Sie holt uns da heraus, sie wendet unseren Blick und vermag, dass wir mutig wieder einen Schritt vor den anderen setzen.

„Denn alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Ein starker Satz. Ich verstehe ihn so, dass all das Arge, das wir erleben und sehen, verändert und gewendet werden wird. Weil Jesus den Ostersieg errungen hat, weil seine Schwachheit, sein Leid, sein Tod, gewendet wurden, darum ist



Predigt über 1. Joh. 5, 1-5

ihm, der da ist und der da war und der da kommt, auch in der Welt, alles möglich. Darum dürfen wir bitten: dein Reich komme und hoffen: auf Frieden, auf Gemeinschaft, auf Trost und auf seinen kraftvollen Geist, der die Welt, die Kirche und uns selbst, erneuern und verändern kann. Wer auf ihn setzt, rechnet mit Veränderung.

In diesem Sinn kann ich diesen Satz unterstreichen. Man kann aus ihm aber auch einen Dualismus lesen. Tendenzen dazu gibt es im 1. Johannesbrief. Da ist dann auf der einen Seite, die wahre christliche Gemeinschaft und auf der anderen Seite sind die Häretiker und die böse Welt. Abschottung, Nischendasein, Weltflucht sind die Konsequenz. Das ist kein Weg für uns heute und es ist auch nicht biblisch.

Die Welt bleibt Gottes Schöpfung. Er hat sie ins Dasein gerufen und bleibt ihr treu. Deshalb können wir gar nicht anders, als uns in sie hineinzugeben.

Gefährlich wird es auch, wenn der Vers nicht im Zusammenhang mit dem Ostersieg steht, sondern menschlicher Macht dienen soll. Der Berliner Dom erinnert an solch eine Ära. Kaiser Wilhelm II. hat ihn 1905 erbaut. Seitdem steht über dem Eingang in goldener Schrift: „Unser Glaube, ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“. Militärische Aufrüstung, Unrechtskolonialismus in Afrika und deutscher Expansionssehnsüchte sollten mit diesem Bibelvers gestützt werden. Der Protestantismus der damaligen Zeit war in weiten Teilen für solche Töne empfänglich.

Die Johanniskirche in Ansbach, in der wir diesen Abendgottesdienst feiern, spricht im Gegensatz dazu, architektonisch eine andere Sprache. Sie hat sich die Schlichtheit spägotischer Bettelordenskirchen über die Jahrhunderte hindurch bewahrt. Diese Klarheit durchströmt den Raum. Sie passt zum Namenspatron: Johannes der Täufer. An der Außenseite des Chorraumes findet sich die schöne gotische Darstellung, die auf dem Liedblatt zu sehen ist. Johannes mit dem Fellmantel und in der Hand das Lamm Gottes, das die Welt trägt. Darin zeigt sich die Konzentration auf Christus. Solus Christus, allein Christus, so haben es die Reformatoren gesagt. In Barmen hat man diesen Faden aufgenommen und formuliert, dass die Kirche „allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt. (3. These der Barmer Theologischen Erklärung) und, dass sie, in dieser Bindung, frei ist „zu dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen. (2. These).

Desmond Tutu, der langjährige anglikanische Erzbischof von Kapstadt, der in diesem Jahr den „Tutzingen Löwen“ unserer Evangelischen Akademie erhalten hat, hat in be-



Predigt über 1. Joh. 5, 1-5

eindruckender Weise gezeigt wie das gehen kann. Maßgeblich war er beteiligt an der Überwindung der Apartheid in Südafrika. Es ist unglaublich, was er zur Versöhnung in seinem Land beigetragen hat. Es macht Mut, wenn er sagt: „Unser Glaube, unsere Erkenntnis, dass Gott das Sagen hat, muss uns bereit machen, Risiken auf uns zu nehmen, wagemutig und innovativ zu sein; ja sich zu trauen, dorthin zu gehen, wo die Engel sich fürchten, einen Fuß hinzusetzen.“

Wagemutig und innovativ, so frei dürfen wir als Kirche sein. Und mehr noch, Tutu fordert dazu auf: „Traut euch, dorthin zu gehen, wo selbst die Engel sich fürchten.“ Ich denke dabei an die diesjährigen Preisträger des Pechmann-Preises, den unsere Kirche im Mai vergibt. Beides sind Initiativen gegen Rechtsextremismus. Die Evangelischen Landjugend in Ansbach gehört dazu und der „Unfreiwillige Spendenlauf“ in Wunsiedel.

Beim alljährlichen Neonazi-Aufmarsch zum Volkstrauertag in Wunsiedel haben sich Kirchengemeinde, Bürger- und Jugendinitiative mit Humor gewehrt. Für jeden Meter, den ein Rechtsextremer zurücklegte, gab es zehn Euro. Insgesamt 10000 Euro kamen zusammen, für ein Aussteiger-Programm für Neonazis. Sie trauen, wagemutig und innovativ sein.

Auch die Mönche der Benediktinerabtei Münsterschwarzach, an deren Gymnasium ich unterrichte, machen es vor. Seit anderthalb Jahren haben sie 22 junge überwiegend muslimische Männer auf dem Klostergelände aufgenommen.

„In einer Zeit, in der die Menschen immer weniger verstehen, was Kirche ist, wollen wir bewusst Farbe bekennen.“ sagen sie. Dazu passt auch das Motto unter dem sie in diesem Jahr das 1200jährige Bestehen der Mönchsgemeinschaft feiern. Auf großen Fahnen vor der Abteikirche kann man es lesen: „Be open – sei offen.“

Ja, so offen, für Gott und die Welt, dürfen wir sein und gespannt, was Gott mit uns vorhat.

Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne, euren Glauben und eure Liebe in Christus Jesus.

Predigt über Johannes 14,16-18



Vikarin Maria Katharina Moser, Predigt über Johannes 14,16-18 19.06.2016, Glaubenskirche (Simmering), Ordination

Liebe Gemeinde,

Die Gnade Jesu Christi sei mit uns, die Liebe Gottes öffne unsere Herzen und der Heilige Geist berühre unsere Ohren, sodass wir das Evangelium hören können!

„Erklären Sie einem unkirchlichen Menschen, was er bei Ihren Predigten versäumt!“ Das, liebe Fest-Gemeinde, das war die erste von drei Fragen bei meiner Amtsprüfung im Fach „Predigt, Gottesdienst, Amtshandlungen“. Erklären Sie einem unkirchlichen Menschen, was er bei Ihren Predigten versäumt!

Meine Antwort war: Er (oder sie) hat versäumt zu erleben, dass man im Gottesdienst lachen und weinen kann. In Simmering hat er wahrscheinlich das Weinen versäumt. (Da hat die Prüfungskommission gelacht, als ich das gesagt hab.)

Liebe Gemeinde, in den vergangenen zwei Jahren hat immer wieder mal wer geweint im Gottesdienst. Nicht nur bei der Predigt. Am Anfang war ich ein bisschen irritiert. Ich hätte Euch, liebe Gemeinde, gerne zum Lachen gebracht. Ich habe das sogar Ziel im Predigerseminar genommen: Nach der Woche Kurs in Predigtlehre möchte ich wissen, wie ich meine Gemeinde zum Lachen bringen kann!

Aber mit der Zeit habe ich verstanden: Tränen drücken die tieferen Emotionen aus. Und: Tränen sind vielsagend. Sie können von Trauer erzählen und von Freude; von heiliger Wut über Ungerechtigkeit und von tief empfundenem Mit-Leiden; von Angst und Verzweiflung ebenso wie von Rührung und Überwältigung. Danke, liebe Gemeinde, dass Ihr mich das gelehrt habt!

Ich erzähle Euch das alles zum Beginn dieser meiner Ordinations-Predigt auch, weil ich mir sicher war, dass ich irgendwann während dieses Gottesdienstes weinen muss. Dem wollte ich quasi ein wenig vorbeugen. Ein bisschen hatte ich ja befürchtet, dass ich während der Ordination beim Vorhalt weinen muss. Als ich bei der Vorbereitung für diesen Gottesdienst den Vorhalt zum ersten Mal gelesen habe, musste ich weinen. Aus Überwältigung. Ich war mit einem Mal überwältigt von der Größe des Amtes – dieses Amtes,



Predigt über Johannes 14,16-18

für das ich mich mit einer gewissen Leichtigkeit entschieden hatte. Plötzlich habe ich die Schwere der Verantwortung gespürt.

Deswegen habe ich eine Stelle aus dem JohEv als Predigttext ausgesucht, von der ich mich ermutigt und getragen fühle. Sie steht im 14. Kapitel:

Und ich will den Vater bitten
und er wird euch einen andern Tröster geben,
dass er bei euch sei in Ewigkeit:
den Geist der Wahrheit,
den die Welt nicht empfangen kann,
denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht.
Ihr kennt ihn,
denn er bleibt bei euch und wird in euch sein.
Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen; ich komme zu euch.

Dieser kurze Text steht in der langen Abschiedsrede, die Jesus seinen Jüngern und Jüngerinnen beim letzten gemeinsamen Mahl hält. Jesus weiß: Er wird sterben. Seine Jünger und Jüngerinnen werden allein zurück bleiben. Sie müssen ohne ihren Herrn und Meister weitermachen. Sie müssen jetzt die volle Verantwortung übernehmen für die gemeinsame Vision, für Jesu Verheißung, die Verheißung eines Lebens in Fülle.

Es ist eine große Verheißung, es ist ein großer Auftrag, den die JüngerInnen jetzt weiter tragen müssen. Und mit ihnen, 2000 Jahre später, auch wir, die wir auf Jesu Namen getauft sind, wir, die Kirche als Nachfolgegemeinschaft von Gleichgestellten. Jesus will die JüngerInnen, Jesus will seine Kirche, Jesus uns bei diesem großen Auftrag nicht alleine lassen. Er schickt den JüngerInnen, er schickt uns den Heiligen Geist, der bei uns bleibt und in uns gegenwärtig ist.

Der Heilige Geist ist vielfältig, hat viele Dimensionen – genauso wie das Weinen. Vier Dimensionen will ich nennen. Sie zeigen sich in den verschiedenen Übersetzungen unseres Predigttextes. Da heißt es im griechischen Original: Jesus will den Vater bitten, und er wird den JüngerInnen den Parakletos geben.

1. Unser Predigt-Text selber nennt den Parakletos „Geist der Wahrheit“.
Der Geist der Wahrheit ist bei uns und in uns, wenn wir Tränen des Unverständnisses weinen: Wenn wir nicht mehr wissen, was richtig und was falsch ist; was wir tun sollen



– in unserem persönlichen Leben, in unserer Gesellschaft, in unserer Kirche. Wenn wir keinen Weg sehen. Dann schenkt uns der Geist der Wahrheit die Gabe der Unterscheidung: erkennen, verstehen, urteilen. Und dieses Erkennen, Verstehen und Urteilen, zu dem uns der Geist der Wahrheit befähigt, liebe Gemeinde, das ist – davon bin ich zu tiefst überzeugt – eine kommunikative Angelegenheit. Gerade in unserer modernen, pluralen, demokratischen Gesellschaft. Wahrheit ist kein objektives Etwas, das man von außen erkennen könnte. Wahrheit erschließt sich in Beziehungen. Im Gespräch. Im gemeinsamen Suchen. Der Geist der Wahrheit leitet uns bei dieser Suche.

2. Das neue evangelische Übersetzungsprojekt BasisBibel und die katholische Einheitsüberbesetzung übersetzen Parakletos mit „Beistand“:

Der Geist als Beistand ist bei uns und in uns, wenn wir Tränen der Verzweiflung weinen: Wenn wir verzweifeln an den Ansprüchen, die von anderen an uns herangetragen werden und die wir an uns selber stellen. Wenn wir verzweifeln an dem vielen Bösen in der Welt, an all den Übeln und Grausamkeiten, die Menschen einander zufügen – Gewalt, Krieg, Rassismus, persönliche Anfeindungen, Neid, Missgunst. Wenn das Böse das Glück aufzusaugen droht. Dann stärkt uns der Geist als Beistand den Rücken: schenkt uns neue Hoffnung, die Kraft nicht aufzugeben, den Mut, nicht alles hinzunehmen und die Dinge zu ändern, die wir ändern können.

3. Martin Luther hat Parakletos mit „Tröster“ übersetzt.

Der Geist als Tröster ist bei uns und in uns, wenn wir Tränen der Trauer weinen: Trauer über die vielen Verluste, die wir im Leben erfahren. Wenn wir einen geliebten Menschen verlieren oder einsam sind. Wenn wir unsere Möglichkeiten und Fähigkeiten nicht voll ausleben können – weil uns Chancen verwehrt werden oder weil wir krank werden oder alt. Wenn wir die Lebensfreude verlieren. Dann umhüllt uns der Geist als Tröster mit Liebe und Geborgenheit.

4. An den Rand seiner Übersetzung hat Luther neben das Wort Tröster eine Erklärung geschrieben: „Paracletus heisset ein Advokat, Fürsprecher und Beistand vor Gericht.“

Der Geist als Anwalt ist bei uns und in uns, wenn wir Tränen der Wut über Ungerechtigkeit weinen. Wenn Menschenrechte missachtet werden und Menschen ohne ein Dach über dem Kopf, ausreichend Essen, Gesundheitsversorgung, Bildung, ohne Meinungs- und Religionsfreiheit leben müssen. Wenn Menschen ausgegrenzt werden und Gewalt erfahren, weil sie aus einem anderen Land stammen, weil sie (gerade besonders aktuell nach dem Massaker in Orlando) lesbisch oder schwul sind oder weil sie mit einer Behinderung leben. Wenn das Recht gebeugt wird. Dann stellt sich der Geist als Anwalt parteilich an unsere Seite. Gott ist parteiisch mit allen Menschen auf der Welt, die Ungerechtigkeit erfahren.



Predigt über Johannes 14,16-18

Deren Würde verletzt wird – die Würde, die Gott will für uns Menschen, für jeden und jede einzelne, und für alle: die Würde, die in unserer Gottebenbildlichkeit wurzelt.

In allen vier Dimensionen – Wahrheit, Beistand, Trost und Anwaltschaft – ist der Geist Gottes gegenwärtig. Bei uns. Bei uns und auch in uns, wie Jesus in unserem Predigttext sagt. Bei uns und in uns – das bedeutet: Wir sind zuerst Empfangende – und wir sollen dann auch Gebende sein. Gott schenkt uns nicht nur Wahrheit, Beistand, Trost und anwaltschaftliche Parteilichkeit. Als Christen und Christinnen sind wir auch gefordert, die Anwaltschaft für den Anwalt zu übernehmen. So hat es unser österreichischer evangelischer Kirchenlehrer Wilhelm Dantine formuliert. Das Wirken des göttlichen Geistes tritt als menschliches Denken, als menschliches Sprechen und als menschliches Handeln in Erscheinung: „Gott im Menschengestalt, im Menschenmund und in Menschentat“ (W. Dantine).

Und so lese ich, liebe Gemeinde, die vier Dimensionen nicht nur als Zuspruch, sondern auch als Anspruch – als Anspruch an das geistliche Amt, mit dem ich heute beauftragt wurde, und auch als Programm für dieses Amt.

PfarrerIn-Sein, das heißt AnwältIn sein.

Ich schaue zu „unseren Iranern“. Ihr seid aus dem Iran geflohen, weil dort Euer Recht gebeugt wurde. Das Recht auf Religionsfreiheit und Meinungsfreiheit wurde Euch verwehrt – bis hin zur Bedrohung Eures Lebens! Ich freue mich, dass Ihr in Simmering eine neue Heimat gefunden habt und hier als freie Christenmenschen leben könnt. Und ich will mich – soweit mir das möglich ist – dafür einsetzen, dass Ihr bleiben könnt. Bei der Asylbehörde die Aufrichtigkeit Eures Wunsches, Christen zu werden, bezeugen. Wir hören und lesen ja immer wieder in den Medien, dass Asylwerbende Christen werden wollen, damit sie im Asylverfahren bessere Chancen haben. Wer Euch das unterstellt und auf dieser Basis einen negativen Asylbescheid ausstellt, beugt Euer Recht. Dagegen will ich, wenn es notwendig ist, Einspruch erheben.

PfarrerIn-Sein, das heißt TrösterIn sein.

Das erlebe ich z.B. in der Seniorenarbeit in unserer Gemeinde.

Im Großen und Ganzen braucht mich die Seniorenrunde nicht – die Runde läuft wunderbar. Käthe, ihre Leiterin, hat den vollen Überblick. Sie weiß lange vor mir und Sepp[1], wenn jemand krank oder gar im Krankenhaus ist. Und die Mitglieder der Runde hel-



fen und unterstützen sich gegenseitig. Aber im Kleinen und Halben, da bin ich dann doch gefragt. Vor allem, wenn treue Seelen, die immer da sind, aus gesundheitlichen Gründen nicht in die Kirche kommen können. Das ist schlimm für sie. Und dann muss die Kirche zum Trost zu ihnen nach Hause kommen. Dann feiern wir Abendmahl am Küchen- oder Wohnzimmertisch.

PfarrerIn-Sein, das heißt Beistand sein.

Ich denke an eine Frau im Pflegeheim in der Dittmangasse, die gerne zum Gottesdienst dort kommt. Sie lebt mit Demenz. Und da muss irgendetwas sein in ihrem Leben, mit dem sie nicht bei Zeiten fertig geworden ist. Jetzt quält sie das, besonders in desorientierten Phasen. Vor dem Gottesdienst sagt sie: Frau Pfarrerin, ich habe so viel gesündigt, ich habe so viel gesündigt. Und sie ist ganz verzweifelt. Wie sie mir das zum ersten Mal erzählt hat, hab ich gesagt: Ich werde für Sie beten! Das scheint eine gute Form des Beistands für sie zu sein. Denn seit damals sagt sie vor dem Gottesdienst: Frau Pfarrerin, ich habe so viel gesündigt. Beten Sie wieder für mich?

PfarrerIn-Sein, das heißt die Wahrheit suchen.

Für mich persönlich wird das besonders bei Beerdigungen virulent. In Trauergesprächen wird oft deutlich: Es gibt Untiefen im Leben des/der Verstorbenen. Angehörige wollen manchmal nicht, dass bestimmte Dinge bei der Ansprache erwähnt werden. Meist, weil sie nachher Gerede fürchten. Oder die Sichtweisen der verschiedenen Angehörigen auf das Leben des/der Verstorbenen gehen auseinander. Da hab ich manchmal den Eindruck, es wird von zwei völlig verschiedenen Personen erzählt. Die Herausforderung ist dann, die Wahrheit eines ganzen Lebens mit seinen verschiedenen Seiten und Facetten zu würdigen.

Das, liebe Gemeinde, sind nur vier kleine Beispiele. Kleine Beispiele für den großen Anspruch, den das Pfarrerin-Sein bedeutet. Allein kann ich das nicht schaffen. Ich vertraue darauf, dass Gottes Geist mich führen wird. Und ich brauche Gott im Menschengestalt, im Menschenmund und in Menschentat – ich brauche Euch, liebe Gemeinde, damit ich diesem Anspruch auch nur halbwegs gewachsen sein kann.

Jetzt war viel vom großen Anspruch die Rede; klingt alles ganz schön schwer. Ist es aber eigentlich gar nicht! Das Amt der Pfarrerin ist für mich in erster Linie mit viel Freude verbunden.



Predigt über Johannes 14,16-18

Es ist eine große Freude, wenn sich bei der Abendmahlsfeier am Wohnzimmertisch plötzlich tiefe Gespräche, die gar nicht geplant waren, ergeben!

Es ist eine große Freude zu sehen, wie unsere Iraner Teil dieser Gemeinde geworden sind, die Glaubenskirche als ihre Kirche bezeichnen und putzen und ausmalen, wie sie Funktionen wie Kirchendienst, Lektorentätigkeit und Gemeindevertretung übernehmen!

Es ist eine große Freude, wenn eine Frau mit Demenz, die vor dem Gottesdienst im Pflegewohnheim noch bitterlich geweint hat, weil sie kein Geld hat, laut ruft, nachdem sie beim Abendmahl vom Kelch des Heils getrunken hat: Ma, is des guat! Junge Frau, i donk da!

Es ist eine große Freude, wenn die Konfis plötzlich sagen, sie wollen das Abendmahl austeilern beim Konfirmationsgottesdienst und mit voller Ernsthaftigkeit dabei sind!

Es ist eine große Freude, wenn die Kinder beim Familiengottesdienst alle nach vorne kommen und mitmachen und mich nicht alleine lassen, wenn ich hier vorne beim Lied „Gottes Liebe ist so wunderbar“ herumspringe und hample!

Es ist eine große Freude, den Ghana Minstrel Choir ins ORF Zentrum zur „Größen Chance der Chöre“ zu begleiten und zu sehen, wie die Begeisterung eines Kirchenchors auf das Publikum einer Casting-Show überspringt.

Es ist eine große Freude, heute mit Euch zu feiern!

Ja, auch das macht die Heilige Geistkraft: Sie wandelt die Tränen des Unverständnisses, der Verzweiflung, der Trauer und der Wut über Ungerechtigkeit in Tränen der Freude!

Die Heilige Geistkraft ist Wahrheit, Beistand, Trost und Anwältin – und vor allem ist sie: Begeisterung! Begeisterung für die Sache Jesu, Begeisterung für seine Vision eines Lebens in Fülle! Amen.

[1] Pfarrer der Gemeinde und mein Lehrpfarrer.

Predigt über 2. Kor 5,19-21



Bettina von Kienle, Gemeindepfarrerin (Matthäusgemeinde) und Klinikseelsorgerin 25.03.2016 Klinikum in Villingen Predigt über 2. Kor 5,19-21

Liebe Gemeinde.

Alwin zieht sein Bein hinter sich her.

Seit seiner Geburt.

„Hinkebein, Krüppel, Behindi.“

Diese Worte kennt er seit dem Kindergarten.

Wenn jemand lacht, dann fährt automatisch sein Kopf in die Richtung des Gelächters.

Na, was sagen die wohl wieder?

Alwin hasst es, aufstehen zu müssen.

Wenn er sitzt, dann ist alles normal.

Doch sobald er ein paar Schritte gehen muss,
hat er das Gefühl, dass alle Augen an ihm kleben.

Grinst der Mann da vorne nicht doof?

Und die Frau, die mit ihrer Freundin tuschelt, die meint gewiss ihn.

Alwin spürt, wie ihm die Röte ins Gesicht steigt.

Die Hände werden schweißig.

Sein Körper verkrampft irgendwie.

Er hat das Gefühl, noch staksiger als sonst zu gehen.

das alles nur, weil er im Restaurant auf die Toilette muss.

Alwin schämt sich, am liebsten würde er nicht mehr von der Toilette zurückkommen.

Doch die Eltern warten auf ihn.

So nimmt er sich zusammen, läuft zurück, so schnell er kann, die Blick auf den Boden geheftet.

„Alwin“ ruft die Mutter.

„Hier sind wir. Wir dachten du kommst gar nicht mehr!“

Nun muss Alwin aufschauen. Da ist er vor lauter Bodenblick doch gerade in den falschen Gang gelaufen.

Und da geschieht es.

Er schnappt im Vorbeigehen die Worte auf:

„Wenn man schon Alwin heißt, kann man ja nur so blöd sein.“

Das ist zu viel.

Alwin erstarrt.

Er geht raus, achtet nicht auf die Eltern, die noch zahlen müssen.



Predigt über 2. Kor 5,19-21

Genug ist genug.
Alle machen sich nur über ihn lustig.

Alwin hat Angst vor Spott, er ist Gelatophobiker.
Jeder zehnte ist in Deutschland mehr oder weniger davon betroffen.
Viele weniger stark als Alwin, andere weit mehr.
Es verbindet sie, dass sie nicht viel zu lachen haben,
dass sie sich gemobbt fühlen selbst nicht mehr lachen können,
vielleicht höchstens noch ein maskenhaftes Grinsen haben.
Gelatophobiker haben Angst vor ihrer Umwelt
und Sorge um ihre persönliche Ehre.
In Extremfällen nehmen sie sich aus Scham das Leben oder werden zu Amokläufern,
die ihre Wut an anderen auslassen müssen als Vergeltung für den Spott,
der ihnen widerfahren ist.

Denn dieser Spott hat etwas Tödliches.
Er bringt die Seele um jede Freude.
Das böse Lachen über einen anderen Menschen macht diesen kaputt.

Das böse Lachen ist Teil des Karfreitags.
Die sechs Stunden am Kreuz sind nicht nur ein leibliches Martyrium.
Die Verspottung der Sterbenden gehörte bis ins letzte Jahrhundert hinein zu Hinrichtungen dazu.
Ja, es gibt so etwas wie eine regelrechte Freude daran,
zuzusehen, wie ein anderer um sein Leben ringt.
Folterknechte, Henker, Aufseher in KZs, Guerillamilizen, - sie alle gehen noch weiter und
mehren die physischen und psychischen Qualen der Opfer.
Barbarisch die Folter, barbarisch die Schaulust, barbarisch das böse Lachen über die
Gequälten.

Immer wieder werden die Bildende Kunst und das Kino nicht müde, die Gemeinheit der
Menschen darzustellen, die bei der Kreuzigung dabei waren.

Das Triumphgeheul der Feinde Jesu übertönt seinen Tod...
erwiesen scheint der Heuchler,
tot der Gotteslästerer.



Predigt über 2. Kor 5,19-21

Er konnte sich nicht helfen, wehrlos musste er die Scham und die Schande ertragen.
Ein Sieg der Zerstörung auf ganzer Linie.
Das ist Karfreitag: das böse Lachen hat ganze Arbeit geleistet.
Die Totenstarre setzt ein.

Und doch spricht einer nur wenige Jahre später
ganz anders von dem, was geschah.
Paulus schreibt im Brief nach Korinth:

19 Ja, in Christus war Gott selbst am Werk,
um die Welt mit sich zu versöhnen.
Er hat den Menschen ihre Verfehlungen nicht angerechnet.
Und uns hat er sein Wort anvertraut,
das Versöhnung schenkt.

20 Wir treten also anstelle von Christus auf.
Es ist, als ob Gott selbst die Menschen durch uns einlädt.
So bitten wir anstelle von Christus:
Lasst euch mit Gott versöhnen!

21 Gott hat Christus,
der keine Sünde kannte,
an unserer Stelle als Sünder verurteilt.
Denn durch Christus sollten wir
vor Gott als gerecht dastehen.

Was heißt das?

Gott hat nicht zugelassen, dass das böse Lachen siegt.
Nach drei Tagen drang das Osterlachen herauf aus den Gräbern
und brachte neues Leben.
Das veränderte alles, ja kehrte die Verhältnisse um:

Der Tod hatte nicht das letzte Wort.
Der Auferstandene beschämte seine Feinde.
Völlig neu können wir die Welt sehen.



Predigt über 2. Kor 5,19-21

Paulus selbst ist mit seinem Leben ein Zeichen dafür:
eben noch der mordschnaubende Christenverfolger,
nunmehr der eifrige Völkerapostel.
Eine Wende um 180 Grad für alles, ja auch für das Lachen.

Denn das Lachen des Auferstandenen gebiert neues Leben.
Im Hebräischen ist das Wort für Schwangersein und Lachen das Gleiche.
Im Osterlachen entsteht das Reich Gottes,
denn es verändert uns, verändert alles.

Das ist Versöhnung.
Doch was hat Alwin davon?
Alwin, der schon lange nicht mehr herzhaft lachen konnte,
hat mühsam lachen gelernt.
Mit einem Lachlehrer gemeinsam hat er Lachen geübt.
und es fiel ihm sehr schwer.
Gemeinsam standen beide da, mit einem Schluck Wasser im Mund
und übten es, das Gesicht zu verziehen, um zu lachen.
Doch Alwin schaffte es.
Inzwischen kann er herzhaft lachen,
sogar über sich selbst.
Da haben die anderen keine Chance.
Alwin weiss das.
Er ist versöhnt mit sich, mit den andern und mit Gott.
Er hat das Osterlachen gelernt.
Lasst euch versöhnen mit Gott...
Kein leichter Weg für Paulus,
kein leichter Weg für Alwin,
kein leichter Weg für jeden von uns –
aber er lohnt sich: Er führt in Gottes Gnade und Gerechtigkeit.

Amen.



Pfarrer PD Dr. Ulrich Beuttler, Predigt zu Hebräer 11,13-16 u. 13,14, 26.06.2016 Straßenfest der Stadt Backnang

11,13 Abraham und die Väter und Mütter im Glauben sind alle voll Glauben gestorben, ohne das Verheißene erlangt zu haben; nur von fern haben sie es geschaut und begrüßt und haben bekannt, dass sie Gäste und Fremde auf Erden sind. 14 Mit diesen Worten geben sie zu erkennen, dass sie ein Vaterland, eine Heimat suchen. 15 Und wenn sie das Land und die Heimat gemeint hätten, von dem sie ausgezogen waren, hätten sie ja Zeit gehabt, wieder umzukehren. 16 Nun aber sehnen sie sich nach einem besseren Vaterland, nach einer besseren Heimat, nämlich der himmlischen. Darum schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott genannt zu werden; denn er hat ihnen eine Stadt vorbereitet.

13, 14 Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Heimat, liebe Straßenfestgemeinde, welch ein starkes und welch ein beladenes Wort. Dreimal taucht es in diesem Text auf, in dreifacher Weise möchte ich die „Heimat“ thematisieren.

Das erste: Die verlorene Heimat.

Wer flieht, packt keine Koffer, liebe Gemeinde. Wer fliehen muss, hat keine Zeit, die Dinge zu regeln, die Sachen zu ordnen, sorgfältig zu packen. Wer fliehen muss, der muss alles hinter sich lassen und kann nur das nötigste mitnehmen.

In den Vertreibungen während und nach dem zweiten Weltkrieg kam oft ohne Ankündigung die Militärmacht ins Haus, ließ eine halbe Stunde Zeit, um das etwas zusammenzuraffen, pro Person maximal 50 Kilo, so erzählen es viele der Vertriebenen aus den deutschsprachigen Ostgebieten, und dann ging es auf den Lastwagen und in den überfüllten Zug zum Abtransport.

Für viele „Flüchtlinge“, wie die Menschen hießen, die dann nach dem zweiten Weltkrieg zu hunderttausenden, zu 12 Millionen hierzulande heimisch wurden, war das oft eine traumatische Erfahrung. Wer flieht, kann kaum Koffer packen.

Wer heute vom Bürgerkrieg in Syrien flieht oder von untragbaren Zuständen in Militärdiktaturen in Schwarzafrika, kann auch keine Koffer packen. Er muss oft sogar die Familie zurück-



Predigt zu Hebräer 11,13-16 u. 13,14

lassen und eine gefährliche Reise auf sich nehmen durch Länder, in denen es mit den Menschenrechten nicht so genau genommen wird, durchs Mittelmeer auf see-untauglichen Booten, von verbrecherischen Schleppern geschleust, bis sie vor Europas Grenzen stehen.

Menschen sind auf der Flucht, im 21. Jh. mehr als zuvor. Die UN zählt z.Zt. (nach dem Flüchtlingsbericht der UNHCR zum Weltflüchtlingstag diese Woche am 20.6.2016) 65 Mio. Menschen, die weltweit auf der Flucht sind, fast so viele wie Deutschland Einwohner hat. Die meisten Flüchtlinge, die besonders im letzten Jahr zu hunderttausenden zu uns kamen, fliehen mit Grund, sie laufen vor der Armut oder dem Krieg und dem Terror weg, oder vor beidem. Sie fliehen nach Deutschland u. Europa, weil sie es hier im Leben besser haben möchten als zu Hause, das kein lebbares zu Hause mehr ist. Das gilt für jeden Einzelnen, jeder hat einen Namen, es ist keine „Flut“ aus Flüchtlingen: Es ist Zaid aus Syrien, Sissoko aus Mali, Osarumwense aus Nigeria, Jerome aus Ghana, Jawad aus Afghanistan.

Auch wer das, wie die meisten von uns, zum Glück, nicht erleben muss, kann sich hineinversetzen in das menschliche Schicksal.

Auch der Bibeltext der ersten Christen setzt sich in die Situation hinein: Der Ursprung des christlichen Glaubens hat mit dem Verlust der Heimat zu tun. Abraham und die Väter und Mütter des Glaubens haben ihre Heimat verlassen. Sie sind ausgezogen aus ihrem Vaterland, im Vertrauen auf Gott, dass er ihnen eine neue Heimat, ein neues Vaterland geben wird, ohne zu wissen, wie und wo.

Die Heimat, das ist zuerst der Ort, wo man herkommt, den man aber auch verlassen und zurücklassen muss, um das Leben zu finden.

So ist die verlorene Heimat auch ein Symbol für das Dasein des Menschen überhaupt. Die Heimat ist zuerst der verlorene Ort. Die Bibel und die Geschichte des Glaubens fängt an mit dem verlorenen Paradies. Das Menschsein beginnt mit dem Verlust der Heimat, mit dem Verlust des idealen Lebens. Auch und gerade als Glaubende stehen wir hinter dem Paradies.

Fragt man jemanden nach seiner Heimat, so antwortet er gewöhnlich damit, wo er geboren oder aufgewachsen ist. Eine Spiegel-Umfrage ergab, dass auf die Frage, was für Sie Heimat ist, 2/3 der Befragten den Geburtsort oder den Ort der Kindheit nannten. Dabei wohnen die meisten längst nicht mehr dort.



Der Philosoph Christoph Türcke hat die verlorene Heimat sozialpsychologisch interpretiert: Der Geburtsort wird zwar als Heimat empfunden. Dabei ist Geburt doch das Gegenteil von Heimat. Ein Kind kommt „zur Welt“, d.h. es verliert die bergende, wärmende, nährenden Hülle des Mutterleibs. Es wird hinausgedrängt in eine ihm fremde Umgebung. So ist das Menschsein von Anfang an, mit der Geburt, in der verlorenen ersten Heimat begründet, im verlorenen Mutterleib, im verlorenen Paradies: Das Leben ist gefährlich, man muss eine zweite Heimat nach der ersten Verlorenen ausbilden. Die Heimat, an der man als Kind anwächst, ist immer schon Ersatz für diejenige, in die man nicht zurückkommt.

Damit bin ich beim zweiten Begriff der Heimat: Der Heimat des Glaubens

Wie dem Kleinkind, so ist auch die Situation des Christen: Wir leben im Glauben, nicht im Schauen! Abraham und die Väter sind ausgezogen aus ihrem Heimatland, weil sie auf Gott vertrauten, dass er ihnen eine neue Heimat zeigen würde. Durch den Glauben ist Abraham ausgezogen, und durch den Glauben, heißt es im Hebräerbrief, ist er ein Fremder geblieben im dem verheißenen Land. So wie das Volk Israel in der Wüstenwanderung nach dem Auszug auf dem Weg ins gelobte Land sich Hütten in der Wüste bauen musste, so ist die Situation des Glaubenden, dass er unterwegs ist, unterwegs im Glauben und durch den Glauben, aber nicht angekommen, nicht schon zu Hause, nicht schon im Himmel und schon gar nicht zurück im Paradies.

Es gehört zum Erwachsenwerden des Menschen, dass man dies anerkennt: Die erste Heimat, der Mutterleib, ist für immer verloren, es gibt kein Zurück dahin, wo man wohlbehütet und genährt sein Leben als Embryo führen kann – manche Menschen, die nie erwachsen werden wollen, und manche Christen, die nicht glauben wollen, suchen jedoch genau dies: einen Glauben, bei dem man wie der Embryo zurück in den Mutterleib kriechen kann, damit man umsorgt ist, keine Verantwortung übernehmen muss, es bequem und kuschelig hat. Und Gott wird in solchem Wunschglauben zum Kuschelvater, zur Kuschelmutter, bei der man sich einnistet, um sich nicht abnabeln und nicht selbständig werden zu müssen.

Der Philosoph Peter Sloterdijk hat den Christen, nicht ganz ohne Grund, vorgeworfen, mit ihrem Glauben solchen Mutterphantasien zu frönen, solche, wie er sagt, uteralen Sehnsüchte zu leben.

In der Tat: der Glaube und das Leben wären ja viel einfacher, wenn man immer in der Mutter bleiben könnte, aber es wäre auch infantil.



Predigt zu Hebräer 11,13-16 u. 13,14

Für Abraham und die ersten Christen gehört es zum Wesen des Christen, im Glauben zu leben ohne die uterale Heimatssehnsucht. Glauben heißt, unterwegs zu sein in einer Welt, die gefährlich, die anspruchsvoll und anstrengend ist. Glauben heißt, auf Gottes Führung zu vertrauen, mit der Übernahme der Verantwortung für das eigene Leben. Wer glaubt, der wartet nicht, bis er von Gott oder der Gemeinde bemuttert wird, wer glaubt, geht los, und lebt sein Leben, im Vertrauen auf Gott, der den Weg und das Ziel zeigt.

Glauben heißt unterwegs sein mit Gott, Glauben heißt auf dem Weg sein. Christen sind das wandernde Gottesvolk. Christen sind die Gemeinschaft derer, die mit Gott auf dem Weg sind, die jedoch noch längst nicht im Himmel und nicht im verheißenen Land sind.

Was den Glauben mit dem Schicksal der Flüchtlinge verbindet, ist dies, auf dem Weg und unterwegs zu sein, mit allen Unbequemlichkeiten, die das einschließt. Christen können sich in Flüchtlinge hineinversetzen, weil der christliche Glaube sich mit dem Wandern des Volkes Israel und dem Wanderdasein des christlichen Gottesvolkes verbunden weiß. Christen hausen quasi in Zelten, sie sind auf der Wanderschaft, sie gehen hinaus in die Welt und übernehmen Verantwortung für sich und andere. „Ihr sollt die Fremden nicht bedrängen, weil ihr selbst Fremde wart in Ägypten“, wird im 2. Mose vom Gottesvolk gefordert.

Allerdings würde ich nicht soweit gehen, wie es im Zusammenhang der Flüchtlingsthematik auch von kirchlicher Seite zu hören war: Flüchtlinge seien ein Geschenk Gottes, wurde da gesagt, Flüchtlinge seien eine Gabe Gottes.

Ich meine, eine solche Überhöhung verklärt die Sache: Die Flucht als solche, ihre Ursachen und Folgen, als solche, sind kein Gottesgeschenk. Man muss für Flüchtlinge nicht dankbar sein, man muss die Flucht und ihre Ursachen beklagen. Flüchtlinge sind kein Geschenk Gottes, weil die Flucht kein Geschenk Gottes ist. Nicht das Fliehen und die Flucht durch die Welt als solche macht zum Christen, sondern wie man damit umgeht.

Christen sind nicht unterwegs um der Flucht willen, so wie Flüchtlinge nicht aus Geschmack an der Flucht fliehen, das wäre geschmacklos und zynisch.

Von mancher Seite, auch von Flüchtlingsorganisationen, wird die Sache manchmal verklärt und überhöht, als ob es nichts anderes und nicht sonst wichtiges als dieses Thema gäbe.



Predigt zu Hebräer 11,13-16 u. 13,14

Ich will hier keine politische Rede halten: Aber der Umgang mit dem Flüchtlingsthema krankt schon auch daran, dass es zwei Lager in unserer Gesellschaft gibt; die einen, die sozusagen jeden Flüchtling umarmen, und die andern, die ihn draußen halten wollen. Beides ist gleich falsch. Es kommt darauf an, einen angemessenen Umgang mit den Menschen, ihrem Schicksal und mit ihrer Zukunft zu gewinnen.

Damit bin ich beim dritten Thema: Die Heimat als Zukunft

Auch der biblische Text bleibt nicht dabei stehen, dass er das Fluchtdasein als solches verklärt und überhöht, sondern das Wandern im Glauben ist ausgerichtet auf eine Zukunft, auf eine Verheißung.

Der Umgang mit den Flüchtlingen kann nicht heißen, alle aufzunehmen, sondern die Aufnahme muss in geregelte Situationen und leistbare Integration hinübergeführt werden.

Man kann nicht einfach idealistisch sagen: Wir schaffen das, sondern man muss auch sagen, wie wir das schaffen, und in welchem Rahmen.

Hier sehen wir leider weder in unserm Land noch in Europa einen wirklichen Konsens. Das macht mir Sorge.

Denn so führt das Flüchtlingsthema dazu, dass wieder alte Nationalismen erstarken, die man als überwunden glaubte, und rechtsnationale Gesinnungen wieder Platz greifen, die man endgültig vergangen glaubte. Wir erleben z.Zt. eine zunehmende Spaltung Europas und auch Deutschlands in Nationen und Regionen, in Nationalitäten und Religionen. Neue politische Strömungen, die viele Anhänger finden, nicht nur von rechts, versuchen Stimmung zu machen gegen das Miteinander von Menschen und Religionen, sie spalten nach eigen und fremd, nach freund und feind, nach wir und ihr, sie säen Misstrauen und Fremdenfeindlichkeit, ja sie sprechen sogar eine Religion überhaupt und als ganze die Religionsfreiheit des Grundgesetzes ab. Das ist bedenklich.

Europa – auch das christl. Europa- hat nur dann eine Zukunft, wenn man es nicht wieder nationalistisch auseinanderspaltet. Europa hat nur Zukunft als eine Vision eines Miteinanders von Verschiedenheit. Wir wollen von Europa, vom christl. Abendland doch nicht nur den Sonnenuntergang übrig haben – wir wollen Europa als Land der Zukunft, als christl. Miteinander von Ländern und Nationen.



Predigt zu Hebräer 11,13-16 u. 13,14

Das zeichnet auch christlich die Heimat als Zukunft aus: Die zukünftige Heimat, die den Christen versprochen ist, der Himmel, ist kein Tummelplatz des nationalen und der Gleichen unter Gleichen, die Heimat, auf die der Glaube zugeht, ist die Stadt Gottes.

Die Stadt Gottes ist die Stadt der Ökumene der versöhnten Verschiedenheit, die Stadt Gottes ist eine solche, in der viele Glaubensüberzeugungen und Richtungen ihren Platz haben, weil sie sich alle unter Gott und nicht darüber stellen. Die Stadt Gottes ist ein großes ökumenisches Straßenfest, ein großer Straßenfestgottesdienst.

Das christliche Bild der Zukunft als eines Miteinander von Menschen verschiedenen Glaubens im einen Glauben an Gott, ist ein Hoffnungsbild für unsere Welt und unsere Gesellschaft.

Wenn wir nicht einfach pauschal eine von uns sagen lassen, wir schaffen das, sondern wenn WIR gemeinsam sagen, wir schaffen das, - im Rahmen des Möglichen - , wenn wir sagen, wie Xavier Naidoo singt: „Was wir alleine nicht schaffen, dass schaffen wir dann zusammen“, dann schaffen wir das auch – und mehr als wir glauben. Flüchtlingshilfsprojekte haben eine Zukunft, wenn sie auf Hoffnung aufgebaut, wenn sie nicht nur humanitär begründet sind, sondern auch hinführen auf Integration, auf eine Perspektive, die das Miteinander im Land im Blick hat – das Projekt, für das wir heute die Kollekte sammeln, ist ein solches, die Flüchtlingsklasse zur Arbeitsvorbereitung der Paulinenpflege Winnenden, in der jugendliche Flüchtlinge von traumapädagogisch geschulten Lehrkräften unterrichtet und zur Aufnahme einer Berufsausbildung vorbereitet werden.

Der Glaube an Gott vereint Menschen, weil er eine Zukunft verspricht; eine Zukunft nicht des und der Gleichen, sondern eine Zukunft versöhnter Verschiedenheit. Das ist Ökumene, das ist die Stadt Gottes, auf die Glaubende zugehen und ihre Heimat finden werden.

Die Heimat, das ist das Miteinander von Menschen im christlichen Geist des Friedens und der Versöhnung, Heimat als Verheißung ist das Miteinander von Menschen unterschiedlicher Herkunft.

Heimat, welche ein starkes und welch ein beladenes Wort, liebe Straßenfestgemeinde, Heimat, so hat es auch die Theatergruppe in dreifacher Weise aufgegriffen, Heimat ist zuerst Verlust.

Predigt zu Hebräer 11,13-16 u. 13,14



Das Paradies ist verloren, es gibt keine naive Heimat, auch nicht christlich, wir sind als Christen unterwegs im Glauben und haben die Heimat nur im Gottvertrauen des Glaubens (2.), dann ist

Heimat 3. ist eine Verheißung, ja Heimat ist eine Utopie, wie Bernhard Schlink sagt, ein Nichtort, ein Nicht-mehr-Ort, definitiv, aber Heimat ist auch eine Verheißung, eine Zukunft, auf die wir uns ausrichten, nämlich die Stadt Gottes: die Stadt Gottes, auf die wir uns ausrichten, ist die Zukunft als Miteinander von Glaubenden. Was wir alleine nicht schaffen, das schaffen wir dann zusammen. Nach dieser Heimat habe ich Heimweh.

Amen.



Dr. Susanne Ehrhardt-Rein, Pfarrerin, 01.11.2015 Andachtsraum des Zinzendorfhauses in Neudietendorf, Predigt über Matthäus 5,1-10

I.

Sie sitzt am großen Esstisch und schaut in den Garten. Ein sonniger Oktobertag, die herbstliche Laubfärbung strahlt.

Die Quitten werden langsam gelb, und hinten im Garten fallen nach und nach die Nüsse ins Gras.

Der große Nussbaum ist übervoll mit Nüssen in diesem Jahr. An dem freut sie sich immer wieder, das wird eine reiche Ernte. Nächste Woche wird sie die Kinder einspannen zum Aufsammeln.

Der Baum steht genau an der Gartenmauer, die eine Hälfte der Nüsse fällt in den Park nebenan, es bleibt immer noch genug, was in ihren Garten fällt. Sie lehnt sich behaglich zurück. Ein schöner Nachmittag.

Aus dem Garten sind plötzlich Stimmen zu hören. Kinderstimmen: „Mama, sieh mal, so viel Nüsse sind hier, tausende Nüsse!“

Sie stutzt: Wer kann das sein? Ihre Kinder sind doch gar nicht zu Hause. Sie wirft sich eine Jacke über, schlüpfte in die Gartenschuhe und läuft, betont langsam, bis zur Gartenmauer. Und da hocken sie: zwei Jungs, vielleicht 8, 9 Jahre alt dunkelhaarig, schwarzäugig.

Ihre Mutter, Kopftuch, nicht mehr jung, offensichtlich keine Einheimische, steht auf der anderen Seite des Zaunes, der die Gartenmauer mit der nächsten Hauswand verbindet. Neben ihr zwei Mädchen, auch so etwa 10, 11 Jahre alt.

Die Lage ist ziemlich eindeutig: Die Mutter hat ihre Jungs über den Zaun geschickt, im Park lagen wahrscheinlich keine Nüsse mehr. Seht mal nach, was ihr da drin findet.

Und nun: Erschrockene Gesichter der Kinder, einer will seine halbvolle Tüte gleich ausschütten.

Die Hausbewohnerin hält ihn zurück: Lass mal, die kannst du schon mitnehmen. Aber wie kommt ihr hier rein? Stotternde Erklärungen. Die Mutter mit irgendwie selbstverständlichem Anspruch, in gebrochenem Deutsch: Sie hat doch letztes Jahr schon mal geklingelt und gefragt. Und da hatte niemand Zeit. Und nun dachte sie. Und es wären doch so viel Nüsse.

Die Mädchen ergänzen und übersetzen.

Die Jungs klettern schnell zurück, aufs öffentliche Parkgelände.

Die Hausbewohnerin ringt mit sich, will freundlich sein, aber bestimmt.



Erklärt: dass das nicht geht, einfach in den Garten einsteigen. Dass sie doch klingeln sollen. Dass sie auch selbst ihre Nüsse gern ernten möchte.
Man redet noch so hin und her. Das nächste mal klingeln, ok?
Ja, aber wenn keiner aufmacht. Dann geht es nicht.
Hm. Entschuldigung. Ok. Ist schon gut.

Dann gehen sie, die Mutter mit den vier Kindern.
Sie hebt noch ein paar Nüsse auf, geht wieder nach oben, sitzt an ihrem Esstisch.
Der Kaffee ist kalt. Sie fühlt sich irgendwie blöd. Sie fühlt sich reich und geizig.
Sie denkt an die Nüsse, auf die sie nicht angewiesen ist. Aber es ist doch ihr Garten, wenigstens gemietet.
Zwei halbvolle Tüten, immerhin. Sie haben doch bekommen, was sie wollten.
Meine Nüsse, eure Nüsse. Mein Garten, mein Haus, meine Privatsphäre.
Selig sind, die arm sind vor Gott.
Ach, es geht doch nur um ein paar Nüsse. Und was hätte sie denn anderes tun sollen.
Der Nachbar hätte vielleicht die Polizei geholt. War es nicht richtig so?

Selig sind die Barmherzigen.

II.

Sie betrachtet die Nüsse, die jetzt auf dem Tisch liegen. Ihr fällt eine Geschichte ein, die sie vor einigen Jahren den Kindern im Religionsunterricht erzählt hatte. Es ging um Martin Luther, seine Zeit und seine Ideen. Was er dachte und bewirkte, wie er von Gott redete und was er glaubte.
Eine Geschichte, mit der die Kinder verstehen sollten, was damals passierte. Schön verpackt, verständlich beschrieben:
Der kleine Johannes Luther, Sohn des Reformators, fragt seine Großmutter Margarethe nach seinem Vater aus:
Wie war er so als Kind? Bin ich ihm ähnlich? Wie habt ihr damals gelebt?
Die Großmutter erzählt vom Bergwerk in Mansfeld, von der vielen Arbeit, dem Garten, den Tieren.

„Johannes hatte aufmerksam zugehört. Jetzt fragte er: ‚War mein Vater eigentlich ein braves Kind?‘ Die Großmutter lachte: ‚Eigentlich schon. Aber manchmal gab es auch Ärger: Eines Tages kam dein Vater mit einer Nuss nach Hause. Auf die Frage, woher er die Nuss habe, stotterte er: ‚Ich habe sie gefunden ... auf der Erde.‘ Ich wusste genau,



dass das eine Lüge war. Als ich ihn weiter wortlos ansah, gab er zu: ‚Ich habe sie aus Nachbars Garten, von seinem Baum.‘ Dein Vater bekam meinen Stock zu spüren. Als ich ihn schlug, musste ich weinen, so traurig war ich über das, was dein Vater getan hatte. Ich hielt ihm vor: ‚Lügen und Stehlen bringen dich in die Hölle!‘ Er zuckte zusammen, denn er dachte an ein Bild in unserer Kirche. Jedesmal, wenn wir in den Gottesdienst gingen, versteckte sich Martin hinter mir, um dieses Bild nicht ansehen zu müssen.‘...“*

Das Bild vom Weltenrichter, Christus mit dem Schwert. Und die ganze Angst wegen einer Nuss.

Martin Luther muss dieses Erlebnis tief im Herzen getragen haben.

Später hat er, als alter Mann, noch davon erzählt. So groß war die Angst. Wegen einer Nuss. Du sollst nicht stehlen. Und er war doch noch ein Kind.

Gottes Gebot: übertreten. Mit einer Nuss.

Sie atmet tief durch. Wie anders die Zeiten waren.

So viel Angst und Schmerzen wegen einer Nuss. Sie hat keine Angst, bestraft zu werden, weil sie etwas falsch gemacht hat. Sie hat das auch ihren Kindern anders beigebracht: Gott ist nicht der, der uns bestraft für die Fehler, die wir machen.

Aber nun sitzt sie hier im Nussbaum-Dilemma, mit einem blöden Gefühl.

Was ist falsch, was ist richtig? Ist meine Gartenmauer die Grenze meiner Offenheit?

Sie ist reich. Die Frau mit den vier Kindern ist arm. Soviel steht fest.

Was soll sie daran ändern? Wäre das nicht blauäugig, zu sagen: Kommt rein, nehmt, so viel ihr wollt?

Was soll daraus werden? Und außerdem: Ist das nicht nur ein Tropfen auf den heißen Stein?

Es ändert doch nichts am grundsätzlichen Problem: Hier wir Reichen, dort ihr Armen.

Selig sind, die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit.

III.

Sie räumt den Tisch ab, legt die Nüsse in eine Schale. Sie müssen erst noch trocknen, bevor sie richtig schmecken.

Sie geht an den Schreibtisch und findet einen Gedanken bei Martin Luther. 1509 schreibt er in einem Brief:

„Ich hätte von Anfang an am liebsten die Philosophie mit der Theologie vertauscht. Ich meine: mit einer Theologie, die den Kern der Nuss, das Innere des Weizens und das Mark der Knochen erforscht.“

Predigt über Matthäus 5,1-10



Aber Gott ist Gott; der Mensch täuscht sich oft, ja immer in seinem Urteil. Dieser ist unser Gott, er wird uns stets in Freundlichkeit leiten.“

Der Kern der Nuss – da ist sie wieder, die Nuss.

Martin Luther hatte sie als Kind kennengelernt als Zeichen der Angst: Angst vor Strafe, Angst vor Gott und seinen Ansprüchen, Angst, nicht das Richtige zu tun, nicht zu genügen. Sie kannte das auch: Nicht die Hölle des Jenseits schreckte sie. Aber die Angst, nicht zu genügen, das Leben nicht sinnvoll zu nutzen, die kannte sie sehr gut.

Die Angst, den eigenen Ansprüchen nicht gerecht zu werden.

Sie denkt an ihre Freundin, die sich wie sie und noch mehr Gedanken macht über den Lauf der Dinge, über die Politik im Großen und das richtige Leben im Kleinen. In deren kleinen Wohnort wurden im Frühjahr 100 Flüchtlinge in der Turnhalle einquartiert. Große Unruhe im Ort – aber auch große Hilfsbereitschaft. Die Freundin hatte gleich Initiative ergriffen, sich um Kontakte gekümmert, viel Zeit und Kraft investiert. Um einen jungen Senegalesen hatte sie sich besonders bemüht: Sprachunterricht, Berufsberatung, ein bisschen familiäre Wärme in der ganzen Unsicherheit. Einer von Hundert. Und nun: Verlegung der Flüchtlinge, neue Unsicherheit, Enttäuschung. Keiner weiß, was aus ihm wird. War jetzt alles umsonst?

Selig sind, die reinen Herzens sind.

IV.

Sie klappt ihr Buch zu.

Der Kern der Nuss.

Der Kern dessen, was von Gott zu sagen ist: „Er wird uns stets in Freundlichkeit leiten.“

Das Gute, das wir tun sollen: Gott gibt uns die Gelegenheit dazu.

Er stiftet uns zum Guten an.

Zur Sanftmut und zur Barmherzigkeit.

Zum Frieden und zur Gerechtigkeit.

Vielleicht ist Gott vor allem bei denen, die nicht rechnen: meine Nüsse, deine Nüsse.

Bei denen, die das Gute, das ihnen vor die Füße fällt, einfach tun.

Bei denen, die so tun, als wären sie schon im Himmel.

Lieber Gott, gib mir noch eine Gelegenheit, denkt sie. Vielleicht kommt die Frau mit den vier Kindern ja noch einmal.

Vielleicht traut sie sich, noch einmal zu klingeln.



Predigt über Matthäus 5,1-10

Ich könnte sie reinlassen, in meinen Garten, in mein Haus. Ich könnte mit ihr sprechen, auf Augenhöhe. Ihre Geschichte hören, ihr begegnen, freundlich und menschlich. Hoffentlich traut sie sich, zu klingeln.

V.

Selig sind, die da geistlich arm sind; denn ihrer ist das Himmelreich.

Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.

Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich.

Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist, als all unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne ein Christus Jesus. Amen

* Zitat aus: Feil-Götz, Elvira: Martin Luther und seine Zeit: Materialien und Kopiervorlagen für die Grundschule. Calwer Verlag, 1999, S. 50.



Mitglieder der Jury des Ökumenischen Predigtpreises 2016

Prof. Dr. Reinhard Feiter, Seminar für Pastoraltheologie, Münster

Vera Krause, Dipl. Theol., Leiterin Diözesanstelle Pastoraler Zukunftsweg, Köln

Prof. Dr. Andreas Krebs, Direktor Alt-Katholisches Seminar, Bonn

Pfarrer Dieter Hackler, Min. Dir. a.D., Bonn

Pfarrer Dr. Christian Hartl, Hauptgeschäftsführer von Renovabis, Freising

Professor Dr. Eberhard Hauschildt, Abteilung für Praktische Theologie,
Schlosskirchenprediger, Bonn

Pfarrerin Dorothee Löhr, Mannheim

Pfarrerin Dr. Angela Rinn, PD, Gonsenheim

Prof. em. Dr. Reinhard Schmidt-Rost, Vorsitzender der Jury, Bonn

Prof. em. Dr. Jürgen Werbick, Münster

Pastorin Mira Ungewitter, projekt : gemeinde (Baptisten), Wien

Karsten Matthis, Dipl. Theol., Projektleiter, Wachtberg

Dem Sponsor des ökumenischen Predigtpreises wird herzlich gedankt
für seine Unterstützung bei der Realisierung der Festschrift.

 **VNR VERLAG**
für die Deutsche Wirtschaft AG



